

# Magazin

Wintersemester 07/08



\*\*\* Über Kunst und Unterricht \* Netzwerke \* Der, die, das - unsere  
Sprache differenziert \* Gendereffekte in der Jugendsprache \*  
Ist -in out? Über eine kleine Silbe \* Laut oder leise? -  
Musikgeschmack \* Bewegung - Training oder Entspannung? \* Dalai  
Lama \* Kleine Forscher \* Studieren mit Kind \* Hygieneprobleme  
\* Kinderfreizeit \* Verschleierung \*\*\*

4	Über Kunst und Unterricht – Ein Portrait
7	Von Archäologie zu Marketing – Portraitiert
8	Netzwerken – Socioptimist International
10	Der, die, das – Unsere Sprache differenziert
18	Ist -in out? – Über eine kleine Silbe
22	Gendereffekte in der Jugendsprache
24	Laut oder leise? – Musikgeschmack
28	Training oder Entspannung? – Sport im Tal
34	Der Dalai Lama
36	›Edutainment‹ – Kleine Forscher im FBC
38	Studieren mit Kind – Erfahrungen
40	Windelalarm – Ein Vater berichtet
42	Kindertagespflege in Wuppertal
43	Bedarfsabfrage Kinderfreizeiten
43	Uni-Zwerge e.V.
44	Nicaragua – Städtepartnerschaft
45	Verschleierung – Buchbesprechung
46	Qualifizierungsprogramm + Termine
48	Kinderfreizeittermine 2008

**Impressum**

Redaktion: Dr. Christel Hornstein,

Gabriele Hillebrand-Knopff

verantwortlich i.S.d.P.:

Gabriele Hillebrand-Knopff

Anschrift:

Bergische Universität Wuppertal

Die Gleichstellungsbeauftragte

Gaußstraße 20 42097 Wuppertal

Tel. 0202.4392308 Fax 0202.4393317

www.frauen.uni-wuppertal.de

e-mail: frauen@uni-wuppertal.de

Gestaltung: Julia Meer FBF

Druck: Ley und Wiegandt, Wuppertal

Auflage: 1500 Stück



# Editorial

Was die beiden Akteure auf dem Titelbild sich mitzuteilen haben, werden wir nicht enträtseln. Was aber Geschlecht mit Sprache, Musik, Sport und Netzwerken zu tun hat, können Sie in dieser Ausgabe unseres neu gestalteten GleichstellungsmagazIns nachlesen.

Wir wünschen Ihnen auch diesmal viel Spaß bei der Lektüre.

Dr. Christel Hornstein

Gabriele Hillebrand-Knopff

Andrea Hoffmann

Das erste, was ich hier über Institutionen, speziell über Universitäten gelernt habe, war, dass erst alles ganz langsam geht und plötzlich alles sehr schnell gehen muss. Etwa eine Woche nach meiner Berufungsverhandlung fing das Semester an, so dass ich mich bis zu meiner Verteidigung als Professorin für Malerei zunächst einen Monat lang als Angestellte selbst vertreten musste. Eiligst habe ich mich zur gleichen Zeit auf die Suche nach einem Wohnatelier gemacht und dazu eine Annonce im Wuppertaler Stadtanzeiger aufgegeben. Dabei habe ich noch etwas Neues gelernt: Erkläre in einem Wohnungsateliergesuch ganz genau, was ein Atelier ist, da über geeignete künstlerische Arbeitsbedingungen offenbar sehr unterschiedliche Vorstellungen herrschen. Es erreichten mich einige überaus bizarre Anrufe. Einer wollte mir ein Autohaus vermieten. 1400 Euro rundum verglast mit Parkplatz direkt neben der Küchenzeile. Andere hatten daran gedacht ihre Hobbyräume unterzuvermieten und eine Dame rief mich mit einer Stimme an, die klang, als hätte sie die letzten fünfzig Jahre ketterauchend hinter dem Tresen verbracht: »dat war ne Kneipe, die mussten wir aufgeben, dat is Souterreng, aber sie wollen ja malen, da macht dat ja nix.« Die Angebote habe ich mir allesamt nicht angesehen und im Souterrain lag ja schon das ehemalige Maleriatelier am Haspel, aus dem der Fachbereich Kunst auf Lehramt sehr zu meiner Erleichterung gerade ausgezogen war. Wenn einem nun am Griffenberger Campus immer weiter Leute in bunten Malerkitteln über den Weg laufen, obwohl die Renovierungsarbeiten

## Ein guter Unterricht ist wie ein gutes Bild – ein gelungener Wurf

am Gebäude längst abgeschlossen sind, dann sind das inzwischen eben nicht mehr die Maler und Lackierer, sondern meine Studenten und Studentinnen, die ihre neuen Ateliers bezogen haben. Doch auch als ich diese Räume zum ersten Mal betrat, hat mich fast der Schlag getroffen. Das waren keine Ateliers. Das waren Klassenzimmer voll mit Sperrmüll und Antiquitäten, die der Fachbereich vor langer Zeit unter anderem noch von der Wuppertaler Werkkunstschule geerbt hatte. Ich habe also die Ärmel hochgekrempt und eigenhändig die Schuttmulde gefüllt, bis ich meine zweite Institutionslektion gelernt habe: Es gibt Möglichkeiten, die Abläufe zu beschleunigen, wenn man darauf verzichtet, seitenlange Anträge auszufüllen und stattdessen wunderbare Kollegen aus anderen Dezernaten kennen lernt, etwa Herrn Deuss oder Herrn Rickert aus dem Gebäudemanagement. Inzwischen entspricht unser Maleriatelier dank ihnen und der Erstausrüstungsmittel des Landes NRW schon fast meinen Vorstellungen von günstigen künstlerischen Arbeitsbedingungen. Es dürfte noch ein paar hundert Quadratmeter größer sein, so dass jeder Student seinen eigenen Arbeitsbereich einnehmen und behalten kann, wie es an der Düsseldorfer Kunstakademie der Fall war, wo sich meine Vorstellungen von geeigneten Ateliers weitgehend entwickelt haben. Wohl wissend, dass sich keine Universität plötzlich in eine Akademie verwandeln kann: Utopien sollte man als Antrieb stets gegenwärtig halten. Vor inzwischen sieben Jahren habe ich mein Studium an der Kunstakademie mit einem Staatsexamen in Kunst und Erziehungswissenschaften abgeschlossen. An der Heinrich-Heine-Universität habe ich das Examen außerdem in Geschichte abgelegt. Meine berufliche Biografie ist seither davon geprägt, mich auf Dauer nicht zwischen, sondern auf

die beiden Stühle Kunst und Wissenschaft gesetzt zu haben. Nach meinem Umzug in die Hauptstadt habe ich meinen Lebensunterhalt als freischaffende Künstlerin verdient und gleichzeitig eine Promotion im Fach Erziehungswissenschaft über die Bedingungen des Kunststudierens begonnen. Die Kurzfassung meiner These lautet, dass es »creatio ex nihilo« nicht gibt, dass künstlerisches Schaffen nicht aus dem Nichts entsteht, sondern sowohl die Ressourcen Raum und Zeit, als auch die Kommunikation mit Professoren und Kommilitonen und darüber hinaus ein ganzes Arsenal an Dingen zu einem gelungenen Kunststudium gehören. Dabei war ich selbst zu Beginn meines Studiums in der Akademie ein schwieriger Fall. Ich konnte sehr routiniert und sicher Toulouse Lautrec kopieren und auch meine Degas erfreuten sich im Verwandtenkreis großer Beliebtheit. Meine Professoren versuchten mit den merkwürdigsten Mitteln mir das abzugewöhnen. Joe Ackermann etwa riet mir, immer erst ein paar Runden um die Akademie zu rennen, dabei alles zu vergessen, was ich über Kunst weiß, um dann entspannt anzufangen zu arbeiten. Luise Kimme sagte, ich solle mal endlich ein paar hässliche Arbeiten machen und im dritten Semester schließlich vollendete Günther Uecker meine Verwirrung, unter anderem mit dem Hinweis, man müsse in kalten und ungemütlichen Ateliers arbeiten, um unbequeme Kunstwerke zu machen. Nach seiner Emeritierung bin ich stattdessen ein Jahr ins warme Rom gezogen, habe dort ausschließlich gezeichnet und mich mit diesen Zeichnungen anschließend bei Alfonso Hüppi vorgestellt. Inzwischen war ich sogar einem Satz wie dem folgenden gewachsen. Zitat Hüppi: »Ich will, dass die Schüler in Bewegung bleiben. Sie werden ihre eigene Wahrheit finden müssen. Ich kann ihnen nur eine Haltung vorführen, ein Exempel statuieren.« Und als Exempel war Hüppi alles andere als statuarisch, sondern von großer Beweglichkeit und prinzipieller Offenheit gegenüber allen inhaltlichen und formalen Möglichkeiten. Also bin ich in Bewegung geblieben und habe fortan während meines Studiums alles ausprobiert, was die Werkstätten hergaben. Ich habe gesägt, gehämmert, geklebt, getöpft, gegipst, geschweißt, gezeichnet und schließlich gemalt. Mein Staatsexamen habe ich, nachdem Hüppi auch noch emeritiert war, bei Jan Dibbets, in einer reinen Malerklasse gemacht. Die vielen Anekdoten und Ratschläge, die man im Verlauf eines Kunststudiums zu hören bekommt, haben vor allem eines gemeinsam: Man bekommt sie in keinem anderen Studiengang zu hören. Es braucht heute eben ungewöhnliche Kompetenzen, Kunst zu machen und zu vermitteln. Im Verlauf des Studiums wird dann das Ausdrucks- und Formulierungsvermögen zunehmend ausdifferenziert, die handwerkliche Geschicklichkeit und Fertigkeit verbessert, während das Wahrnehmungs- und Urteilsvermögen gleichfalls wächst, bis die Studenten schließlich ein Instrumentarium der Formen und Vielfalt besitzen, das nicht auf Kunstproduktion, sondern auf Welterkenntnis gerichtet ist. Nur manchmal kann man in diesem Zusammenhang sinnvolle Ratschläge zur Gestaltung geben, aber häufig kann man Methoden anwenden, die den Ideenreichtum im Individuum wecken. Man kann Impulsgeber für originelle Perspektivwechsel sein, und man kann durch ein breites Angebot die Wahlfreiheit ermöglichen. Damit wird auch klar, dass es keine einzig richtige Art und Weise gibt Bilder zu malen, sondern daß mit künstlerischer Arbeit sei sie nun frei oder auf Lehramt, eine persönliche Stellungnahme zur erlebten Welt und Umwelt gemeint ist, keine Abbildung dieser Welt. Dieser Prozeß ist lebendig und führt, mit einer Vielzahl an Strategien, je nach Kontext und Individuum zu neuen Ergebnissen, die nicht nur technisch, sondern auch inhaltlich den Anlagen und Fähigkeiten des jeweiligen Studenten entsprechen. Meine Konzeption künstlerischer Lehre bezieht sich in wesentlichen Teilen auf eine solche Ausbildung an der Akademie, wobei ich meine Berufung wahrscheinlich auch dem Umstand zu verdanken habe, dass ich das Dilemma eines Lehramtsstudenten aus eigener

Erfahrung kenne. Meine künstlerische Entwicklung war und ist davon geprägt, Kunst auf Lehramt studiert zu haben und zusätzlich zur künstlerischen Ausdrucksfähigkeit zum Beispiel mit dem ganzen Arsenal wissenschaftlicher Recherchemöglichkeiten ausgestattet worden zu sein. Welche Vorteile das mit sich bringt, mußte ich allerdings erst zu schätzen lernen, denn unter freien Künstlern brachte das Lehramtsstudium zunächst keinerlei Prestigegegewinn. Aufgrund des erhöhten Legitimationsdrucks war es notwendig, die eigenen Konturen scharf zu machen, gegenüber dem Studium der freien Kunst. ♣ Bei aller Affinität zur Freiheit wird die künstlerische Arbeit im Rahmen eines Lehramtsstudiums nicht zum Selbstzweck erhoben, das Engagement zielt in eine andere Richtung. Angehende Kunstlehrer müssen nicht nur die verschiedensten praktischen Mittel und Medien beherrschen und die ergänzenden Theorien kennen, sondern dieses Wissen auch weitergeben können. Im Lehramtsstudium ist immer auch die Rede von einer Metaebene, auf der man sich selbst beim Lernen zuschaut, um später besser lehren zu können. Und für das Lehren gilt, genau wie für das Malen, dass es keine allein selig machende Regel dafür gibt. Ein guter Unterricht ist wie ein gutes Bild ein gelungener Wurf. ♣ Gleichzeitig müssen sie sich an den Schulen auf einiges gefasst machen, die Kunstlehrer. Sie haben nämlich dasselbe Problem wie ihre Professoren an den Universitäten, sie stehen vor der Schwierigkeit, Kunst zu vermitteln, die in dem Ruf steht nicht vermittelbar zu sein. Obendrein handelt es sich um ein Fachgebiet, das im Rahmen der aktuellen Effizienzbestrebungen gerne marginalisiert wird. Dennoch gilt auch hier: Lieber gut gelaunt eine Utopie verfolgen, als sich schlecht gelaunt mit widrigen Umständen zufrieden geben. ♣ Unterricht in den bildenden Künsten ist beweglicher geworden, flexibler, unsicherer und weniger kalkulierbar, eine Reaktion auf eine ebenso veränderte Welt. Die Kunst kann an dieser Stelle eine Art Gegenpol zum allgemeinen großen Funktionieren darstellen und enthält gerade deshalb ein Stück sehr nützlichen Wissens, nämlich für den Umgang mit dem Anderen in der Welt, dem Ungesicherten und Unabwägbar. ♣ Dieses zu vermitteln, ohne dabei die Unsicherheit überhand nehmen zu lassen, ist die Gratwanderung, auf die man sich als Kunstlehrer einlassen muß, ob nun im schulischen oder im universitären Rahmen. Über diese spätere Aufgabe sollten sich die Studenten stets bewusst sein, damit die Entscheidung für das Berufsziel nicht aus Unkenntnis und Unwissenheit, sondern aus Überlegenheit und voller Kenntnis der Problematik getroffen wird. ♣ Nach inzwischen einem Jahr im Dienst muss ich selbst jedoch zugeben, von so mancher Problematik noch regelmäßig überrascht zu werden. ♣ Zum Beispiel war mein Verhältnis zu Gleichstellungsfragen bis vor kurzem nicht vorhanden. Dann musste ich den ersten Gleichstellungsbericht meines Lebens schreiben. Ich wusste bis dahin nicht, dass es so etwas gibt, denn wenn es an der Akademie eine Gleichstellungsbeauftragte gab, verhält sie sich sehr unauffällig. So unauffällig, dass sie mir, wie im Übrigen auch den meisten meiner ehemaligen Kommilitoninnen, entgangen ist. Und auch nach meinem Studium war ich zu sehr damit beschäftigt, mich im männlich dominierten Kunstmarkt zu behaupten. Die Prozentzahlen lauten da noch einmal ganz anders als im Gleichstellungsbericht der Bergischen Universität. Ein schönes Zitat von einer Gruppierung mit dem Namen Guerilla Girls mag das verdeutlichen: ›Do women have to be naked to get into the Metropolitan Museum?‹ Die Guerilla zählte 1985, dass weniger als 5 % der Kunstwerke in der Abteilung für Moderne Kunst im Metropolitan Museum von Künstlerinnen waren, dafür aber 85 % der Aktdarstellungen Frauen zeigten. Bei einer aktuellen Neuzählung waren es noch 3 % Künstlerinnen, aber dafür ein paar mehr nackte Männer auf den Bildern. Dagegen wirken 10 % Professorinnen und 100 % Sekretärinnen ja beinahe noch moderat. Und keiner muss sich ausziehen. UND es muss ja nicht alles so bleiben, wie es ist. ♣ Es lebe die Utopie!

♣ Katja Pfeiffer, Professorin im FB F

Während meiner Schulzeit standen die Berufsziele Archäologin und Meeresbiologin mal ganz oben auf der Wunschliste, danach folgte Lehramt für Philosophie und Deutsch. Da jedoch nach meinem Abitur die Chancen für Lehrer mehr als schlecht aussahen, entschied ich mich für die Lehre in einem Reisebüro. Danach folgte kurz entschlossen ein BWL-Studium. Nach dem Studium bekam ich einen Job in einer Marketingagentur, die hauptsächlich Kunden aus der Sanitärbranche betreute. Waschtische, Duschtassen und WC's bestimmten für dreieinhalb Jahre meinen Berufsalltag. Und ob man es glaubt oder nicht, auch damit kann man sich identifizieren. Noch heute ertappe ich mich manchmal, dass ich in fremden Badezimmern die Sanitärkeramik begutachte. ♣

## ... wie das Leben so spielt

### Von Archäologie zu Marketing



Nach der Marketingagentur wechselte ich zu einem süddeutschen Verlag in den Anzeigenverkauf einer Automobilzeitung. Allerdings war das Heimweh nach Wuppertal (manche werden das kaum glauben) nach zwei Jahren doch recht groß, sodass ich zu einem Hamburger Verlag wechselte und im Anschluss an das ›idyllische Bayern‹ direkt für fünf Monate in die Großstadt Hamburg zog. ♣ Nach der Einarbeitungszeit sollte es dann zurück nach Wuppertal gehen. Im Verlag bekam ich die Einführungsphase einer neuer Zeitung mit. Eine interessante und spannende Sache. Nach den fünf Monaten wechselte ich in das Außendienstbüro des Verlages nach Hagen. Jetzt war ich also im Außendienst – jeden Tag unterwegs und das für ein Produkt, mit dem ich mich leider nicht identifizieren konnte. Allerdings wusste ich jetzt, dass ich nicht der geborene Außendienstleister und ›Egal-was-Verkäufer‹ bin. ♣ Da bot mir eine Freundin und alte Kollegin an, als Partnerin in ihre Marketingagentur mit einzusteigen. Selbständig? Warum nicht. Kurz überlegt und dann zugesagt. Drei Jahre haben wir zusammen eine kleine Direktmarketingagentur aufgebaut. Viel gearbeitet und viel erlebt. Dann änderte sich die familiäre Situation meiner Freundin und wir trennten uns im beruflichen Sinne. Privat sind wir Gott sei Dank immer noch sehr gut befreundet. Ein Jahr habe ich noch als Einzelkämpfer weitergemacht, aber mich dann für die Rückkehr ins Angestelltenverhältnis entschieden. ♣ Die Stelle im UNImarketing war für mich ein Glücksgriff auf meine erste und sofort erfolgreiche Bewerbung. Gerade das es eine neu geschaffene Position war und das Rektorat mir einen großen eigenen Spielraum gestattete, macht die Arbeit so interessant und spannend. Heute gehören zu meinen regelmäßigen Projekten die Erstellung von Printmedien (Jahresbericht, Alumni-Magazin, UNI-Broschüre), der Vertrieb der Werbemittel (Lesezeichen, CD's, Blöcke, UNI-Kollektion) und die Mitarbeit bei aktuellen Veranstaltungen (Tag der Forschung, Einstieg Abi). Mein Aufgabenfeld ist sehr abwechslungsreich und macht gerade als Teil des guten Teams der Wissenschaftstransferstelle auch sehr viel Spaß. Aber es gibt noch viel zu tun. ♣ Für die Zukunft wünsche ich mir, dass der Bereich Marketing erweitert wird. Denn nicht nur die externe, sondern auch die interne Kommunikation ist noch ausbaufähig. Und dann wäre es auch möglich, weitere Pläne wie z. B. die Veröffentlichung einer regelmäßigen Zeitung für Studierende und Absolventen und eines Absolventenbuches zu verwirklichen. Und wo wir gerade beim Wünschen sind: Die Wissenschaftstransferstelle und das UNImarketing sind Ansprechpartner für alle Hochschulangehörigen. Also nehmen Sie ruhig mal Kontakt auf und unterstützen Sie unsere Arbeit durch Anregungen und Kritik. ♣ Susanne Hans, UNImarketing

# Soroptimist International

## – Eine weltweite Stimme für Frauen

Am 24. November 2006 überreichte Frau Dr. Henkels (rechts im Bild), jahrzehntelang Vorsitzende der Gesellschaft der Freunde und Förderer unserer Bergischen Universität und aktive Soroptimistin, im Rahmen eines feierlichen Festaktes in unserem Gästehaus – im Beisein von 100 geladenen Gästen und dem Rektor Prof. Dr. Ronge – den zweiten Dissertations-Förderpreis der drei Wuppertaler SOROPTIMIST INTERNATIONAL (SI)-Clubs an die junge Wissenschaftlerin (und junge Mutter) Frau Dr. Emilia Finantu-Dinu (links im Bild) für ihre herausragende Dissertation über ein elektrotechnisches Problem mit außergewöhnlicher Bedeutung für industrielle Anwendungen.

Eine solche oder ähnliche Information ist für Hochschulangehörige nicht unbedingt neu, doch stellt sich hier die Frage: »Was sind SI-Clubs?«

Im Namen SOROPTIMIST INTERNATIONAL (<http://www.soroptimistinternational.org>) leitet sich der Begriff SOROPTIMIST vom lateinischen »sorores optima« (die besten Schwestern) ab, wobei diese Bezeichnung von den Mitgliedern nicht nur als Anspruch an das eigene Verhalten im Berufs- und Privatleben verstanden wird, sondern auch und vor allem als mitmenschliche Verpflichtung.

SOROPTIMIST INTERNATIONAL ist heute mit fast 100 000 Mitgliedern und weit über 3 000 Clubs in 125 Ländern die weltweit größte Service-Organisation für Frauen in verantwortlichen Positionen und blickt auf ein 86-jähriges Bestehen zurück.

**Hier soll nun eine kurze Zusammenfassung der Historie erfolgen.**

Während des ersten Weltkrieges haben notgedrungen die Frauen die Aufgaben der in den Krieg gezogenen Männer übernehmen müssen, nicht nur in den Familien selbst, sondern auch in den Familienbetrieben und im Dienstleistungsbereich. Die (sehr!) wenigen, die qualifiziert und ausgebildet waren wie Ärztinnen und Rechtsanwältinnen, übernahmen den Vorsitz von Gemeinschaften und Gemeinden. Gleichzeitig lernten sie den Wert von Netzwerken schätzen.

Zu dieser Zeit waren schon männliche Serviceclubs bekannt. Rotary war 1905 gegründet worden und Lions 1917. Bald gab es in den USA professionelle Clubgründer, die von ihrer Gründertätigkeit lebten. Einer von ihnen, Stuart Morrow, hatte sich 1921 in Oakland/Kalifornien mit der Leitung einer Sekretärinnenschule verabredet, um wieder einen Club zu gründen, fand jedoch zu seiner Verblüffung eine Leiterin vor, Adelaide Goddard. Das Ergebnis des langen Gesprächs war die Entscheidung, einen weiblichen Serviceclub zu gründen: SOROPTIMIST INTERNATIONAL.

Am 3. Oktober desselben Jahres wurde dann in Oakland der erste Soroptimist Club »gechartert«, d. h. feierlich gegründet. 1928 entstanden die beiden Föderationen (Dachverbände) »Americas« und »Europe«; in Deutschland fand die erste Clubgründung 1930 in Berlin statt. 1934, inmitten der tiefen Depression, organisierten Soroptimistinnen aus 13 Ländern ein internationales Treffen in Paris, wo u. a. die Entscheidung für eine dritte Föderation getroffen wurde, nämlich »Great Britain and Ireland«.



1978 kam dann als vierte Föderation »South West Pacific« hinzu, die außer Australien und Neuseeland auch die Fidji-Inseln, Indonesien, Malaysia und weitere Inselgruppen sowie Singapur umfasst.

**Zu den Zielen von SOROPTIMIST INTERNATIONAL ist folgendes zu sagen.**

SI unterstützt keine politischen oder religiösen Gruppierungen, sondern ist vielmehr als NGO (Nicht-Regierungsorganisation) auf verschiedenen Ebenen der (1945 gegründeten) UNO mit Repräsentantinnen vertreten und versteht sich als weltweite Stimme für Frauen. SI setzt sich auf der Basis von internationaler Verständigung und Freundschaft ein für die Menschenrechte für alle und besonders für die Verbesserung der Stellung von Frauen und Mädchen, für den Weltfrieden und gegen jede Form der Gewalt, speziell auch gegen den Einsatz von Landminen oder den Menschenhandel mit Frauen, und für einen weltweiten und uneingeschränkten Zugang zu Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten auch für den weiblichen Teil der Weltbevölkerung, für Toleranz und gegenseitigen Respekt der Kulturen, sowie für eine Gleichstellung der Geschlechter, was auch neue Rollenbilder in den Familien einschließt.

Dabei arbeitet SI konkret in folgenden sechs Bereichen:

1. Wirtschaftliche und Gesellschaftliche Entwicklung
2. Erziehung
3. Umwelt
4. Gesundheit
5. Menschenrechte und Stellung der Frau
- sowie 6. Internationale Verständigung.

Um diese Ziele zu erreichen, sollen Soroptimistinnen in ihrem Alltagsleben auf die drei »Bs« (im englischen sind das drei »As«) achten, nämlich auf das Bewusstmachen (Awareness) – kritische Beobachtung und gegebenenfalls öffentliche Diskussion gesellschaftlicher Zustände –, das Bekennen (Advocacy) – Beziehen eines eventuell auch unbequemen Standpunktes –, und schließlich Bewegen (Action) – aktives Einmischen, um auf lokaler, nationaler und/oder internationaler Ebene Veränderungen zu bewirken.

**Abschließend noch einige Worte zum Clubleben.** Wuppertal verfügt über drei Clubs (»Wuppertal«, »Bergisch-Land« und »Wuppertal-Toelleturm«). Die beiden Autorinnen gehören verschiedenen Clubs an, nämlich einmal

dem erstgenannten (der bald sein 50-jähriges Bestehen feiert) und einmal dem zuletzt genannten, dem jüngsten der drei Clubs, der nach zweijähriger Gründungsphase 1990 von Frau Dr. Henkels als Patin gechartert wurde. Über die Aktivitäten dieser – und aller anderen deutschen Clubs – kann man sich über die Homepage der Deutschen Union (<http://www.soroptimist.de>) ausführlich informieren, wobei man speziell die drei Wuppertaler Clubs auch unter <http://www.math.uni-wuppertal.de/soroptimist> erreicht.

Jeder Beruf ist in der Regel nur einmal in jedem Club vertreten, wobei aber wegen der erwünschten Nicht-Überalterung eines Clubs nach einer gewissen Zeit ein weiteres Mitglied mit demselben Beruf aufgenommen werden kann. Mitglied kann nur werden, wer dazu vom ganzen Club gebeten wird. Das geschieht bei uns in Wuppertal in aller Regel so, dass ein Mitglied eine ihr bekannte Frau bei einem informellen Treffen dem Vorstand vorstellt und sie dabei auch mit dem Gedanken des Soroptimismus bekannt macht; dann wird eine geeignet erscheinende und selbst interessierte Anwärtin als Gast den Club einige Male besuchen und sich dabei vorstellen; danach wird abgestimmt (Einstimmigkeit ist Voraussetzung, aber in aller Regel auch gegeben). Eine regelmäßige Teilnahme an den monatlichen Treffen ist verpflichtend; dabei stehen bei diesen Clubabenden Berichte, Referate (von Mitgliedern oder geladenen Gästen) und Diskussionen über bestehende und neue Projekte im Vordergrund. Die Vielfalt der Berufe sowie die Pluralität der Meinungen ermöglichen ein hohes Maß an Information, Einsichten und Gedankenaustausch. Außerdem agieren die Clubs als Netzwerk von Frauen im Berufs- und auch im Privatleben und pflegen Gastfreundschaft in aller Welt. Jedes Clubmitglied kann an Clubtreffen überall in der Welt teilnehmen. Außerdem haben alle Clubs so genannte »Friendship-Links«, d. h. es gibt einige Clubs, mit denen die Mitglieder einen besonders engen Kontakt über Briefe oder persönliche Besuche pflegen. Auf allen Ebenen wechseln die Ämter alle zwei Jahre; alle vier Jahre findet ein Weltkongress statt und zwischen zwei dieser »World Conventions« wird ebenfalls alle vier Jahre ein Europa-Kongress veranstaltet.

Wir beiden haben als Soroptimistinnen unvergessliche Reisen innerhalb und außerhalb Europas unternommen, auf denen wir gelebte soroptimistische Völkerverständigung erfahren und speziell grenzüberschreitende Frauen-Freundschaften hautnah genießen durften und es immer noch tun. Wir möchten uns an dieser Stelle noch einmal bei Frau Dr. Henkels als »unserer« Mentorin für dieses große Geschenk bedanken!

☞ Prof. Dr. Silke Schlosser-Haupt, FB C

☞ Prof. Dr. Margareta Heilmann, FB C

# Der, die, das

## Maskulinum, Femininum, Neutrum – Über den Gebrauch einer geschlechtergerechten Sprache

Sprache ist nicht nur Kommunikationsmittel, sondern vermittelt auch unsere Weltanschauungen und trägt zur Bildung der sozialen und psychischen Identität bei. Zwischen Denkweisen und Sprachverhalten bestehen enge Wechselwirkungen. Unsere Vorstellungen fließen in unsere sprachlichen Äußerungen ein, und die verwendeten Sprachformen beeinflussen wiederum unser Denken. In diesem Zusammenhang steht die Forderung nach sprachlicher Gleichbehandlung von Frauen und Männern.

Die Verpflichtung, geschlechtergerechte Sprache zu benutzen, ist inzwischen gesetzlich verankert. Auch die Bergische Universität Wuppertal hat sich in ihrem Rahmenplan zur Gleichstellung von Frauen und Männern an der Bergischen Universität Wuppertal vom 27.1.2005 dazu bekannt, die Verwirklichung der sprachlichen Gleichbehandlung von Frauen und Männern als einen wichtigen Bestandteil der Gleichstellung zu erachten. Satzungen, Benutzungsordnungen, Telefonverzeichnis und Personal- und Vorlesungsverzeichnis sind bereits sprachlich gegendert, an Veraltungsformularen und Vordrucken wird teilweise noch gearbeitet. Dennoch bleibt die Umsetzung der Zielvorgaben in vielen anderen Bereichen defizitär. Das hängt einerseits mit der Schwerfälligkeit von Organisationen zusammen, ihren (amts-)sprachlichen Kodex neu zu justieren. Das hängt andererseits mit tradierten Sprech- und Denkgewohnheiten und Abwehrhaltungen gegenüber Veränderungen zusammen. Häufig liegt es aber auch daran, dass Formulierungshilfen und Umsetzungsbeispiele fehlen, einen Text so zu gestalten, dass er geschlechtergerecht formuliert als auch gut lesbar und verständlich ist. Dieser Artikel will einen Beitrag dazu leisten, dass Bewusstsein für die Notwendigkeit nichtsexistischer (schriftlicher) Sprachgebrauchs zu schärfen und durch Empfehlungen, Anwendungsbeispiele und Literaturhinweise die Umsetzung an unserer Hochschule zu unterstützen.

Was heißt eigentlich sprachliche Gleichbehandlung?

Geschlechtergerecht formulieren bedeutet nichts anderes als die Gleichstellung von Frauen und Männern bzw. Gender Mainstreaming in der Sprache. Dadurch soll vermieden werden, dass Sprache

- Frauen und ihre Leistungen ignoriert,
- Frauen nur in Abhängigkeit von und Unterordnung zu Männern beschreibt,
- Frauen nur in stereotypen Rollen zeigt und ihnen so über das Stereotyp hinausgehende Interessen und Fähigkeiten abspricht,
- Frauen durch herablassende Sprache demütigt und lächerlich macht.<sup>1</sup>

Sprache gendern bedeutet,

- ›Frauen ausdrücklich und nicht in abwertender Weise zu benennen,
- Zur Bezeichnung von Frauen keine männlichen Ausdrücke, sondern nur weibliche Wortformen zu verwenden, und Feminina an erster Stelle zu nennen,
- Frauen müssen jederzeit eindeutig entscheiden können, ob sie gemeint sind. Deswegen wird die maskuline Form eines Wortes nicht mehr als Oberbegriff verwendet, der Frauen und Männern bezeichnen soll.<sup>2</sup>

Darüber hinaus bedeutet sprachliche Gleichbehandlung, dass

- ›Frauen dort, wo Männer und Frauen genannt werden, sprachlich gleich behandelt werden. Sie werden in gleicher Weise vorgestellt.
- Sexistische Ausdrücke und Bezeichnungen, die Frauen abwerten oder lächerlich machen, werden nicht verwendet.
- Frauen werden als aktiv Handelnde, als Eigenständige und Gleichberechtigte dargestellt, nicht stereotyp als von Männern abhängig, ihnen untergeordnet oder im Verhältnis zu Männern zweitrangig.<sup>3</sup>

Geschlechtergerechte Sprache in historischer Entwicklung

Die Gleichstellung in der Sprache wurde in den 1970er-Jahren im Zuge der Neuen Frauenbewegung vor allem durch Sprachwissenschaftlerinnen wie Luise F. Pusch<sup>4</sup> und Senta Trömel-Plötz<sup>5</sup> in die Diskussion gebracht. Der Deutsche Frauenrat griff die Diskussion auf und bezog sie auf die Rechtssprache.<sup>6</sup> 1982 verabschiedete er eine Resolution gegen die ›Diskriminierung von Frauen in der Gesetzessprache‹ und forderte die Gesetzgeber auf, ›in allen Gesetzen und sonstigen Rechtsnormen die bisher üblichen einseitig männlich ausgerichteten Definitionen zu beseitigen, sie durch die entsprechenden weiblichen Definitionen oder durch Formulierung zu ersetzen, die geschlechtsneutral sind.‹<sup>7</sup>

Auf diese Aufforderung hin begann eine über viele Jahre andauernde Debatte im Bundestag. Streitpunkt war dabei nicht, ob geschlechtsspezifische Sprache überhaupt einen Stellenwert bei der Gleichberechtigung der Geschlechter besitzt. Denn dies war beinahe Konsens unter den Abgeordneten. Die Rechtssprache ist – wie die deutsche Sprache insgesamt – das Produkt einer jahrhundertalten patriarchalisch geprägten Geschichte. Sprache als Ausdruck des jeweiligen gesellschaftlichen Bewusstseins hat auf diesen auch Rückwirkungen, so dass eine Änderung der sprachlichen Gewohnheiten ein Mittel ist, neue Realitäten zu schaffen und das gesellschaftliche Bewusstsein zu ändern. Die eigentliche Streitfrage war, wie weit die nötigen Änderungen in der Rechtssprache gehen sollten.

<sup>1</sup> Guentherodt, Ingrid / Pusch, Luise F. / Trömel-Plötz, Senta: Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs, in: Linguistische Berichte 69, Frankfurt 1980, S.15–21

<sup>2</sup> Müller, Sigrid / Fuchs, Claudia: Handbuch zur nichtsexistischen Sprachverwendung in öffentlichen Texten, Frankfurt am Main 1993, S. 11

<sup>3</sup> Ebenda

<sup>4</sup> Pusch, Luise F. (Hrsg.), Feminismus: Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, 1983 und dies.: Das Deutsche als Männersprache, 1984

<sup>5</sup> Trömel-Plötz, Senta: Vatersprache, Mutterland – Beobachtungen zu Sprache und Politik. Frauenoffensive, 1992

<sup>6</sup> Über die Gleichberechtigung in der Rechtssprache wurde bereits Anfang des vergangenen Jahrhunderts diskutiert. Schon 1912 hatte der Journalist und Sprachkritiker Karl Kraus Anlass zu der Bemerkung ›Die Frauenrechtler mögen verzweifeln, aber es lässt sich nun einmal nicht ändern: die Sprache hält mit dem Mann. Sie ist noch immer nicht emanzipiert (zit. nach Bundestagsdrucksache 12/132, S. 11524).‹

<sup>7</sup> Wiedergegeben in der Monatszeitschrift des Deutschen Frauenrats Informationen für die Frau, S. 11–12, 1982. (hier zit. nach Bundesratsdrucksache 469/91, S. 5)

Ergebnis der Debatte war die Einrichtung einer interministeriellen Arbeitsgruppe Rechtssprache, die auf Anregung des nordrhein-westfälischen Landtagsausschusses für Frauenpolitik eingerichtet wurde. Im Jahr 1991 legte die Bundesregierung schließlich den Bericht der Arbeitsgruppe über ›Maskuline und feminine Personenbezeichnungen in der Rechtssprache‹ vor. Die Grundforderung lautete einhellig: Wenn Frauen gemeint oder mitgemeint sind, muss dies sprachlich unmissverständlich zum Ausdruck kommen. Wird eine Frau angesprochen, muss sie sich durch die Anredeform bezeichnet fühlen.<sup>8</sup>

Die Arbeitsgruppe stellte die Argumente für und wider eine geschlechtsneutrale Umformulierung der Rechtssprache noch einmal ausführlich dar und trug zu einer Versachlichung der Debatte bei. Dabei entkräftete sie auch viele populistische Gegenargumente sowie die beliebte Strategie, das Vorhaben ins Lächerliche zu ziehen, indem männliche Sachbezeichnungen oder Eigennamen in weibliche Formen umwandelt wurden wie z. B. Bürgerinnensteig, damenloses Fahrrad oder Fraufred.<sup>9</sup>

Der Bundestag fasste auf Empfehlung der Arbeitsgruppe den Beschluss, die Bundesregierung aufzufordern, ›ab sofort in allen Gesetzesentwürfen, Rechtsverordnungen und Verwaltungsvorschriften geschlechtsspezifische Benennungen und Bezeichnungen zu vermeiden und entweder geschlechtsneutrale Formulierungen zu wählen oder solche zu verwenden, die beide Geschlechter benennen, soweit dies sachlich gerechtfertigt ist und die Lesbarkeit und Verständlichkeit des Gesetzestextes nicht beeinträchtigt werden.‹<sup>10</sup> Die entwickelten Empfehlungen für die Praxis der Rechts- und Amtssprache sind in einem Erlass eingeflossen, der seit 1993 für alle Landesbehörden verbindlich ist (Runderlass vom 24. 4. 1993).

Das 1999 verabschiedete Landesgleichstellungsgesetz (LGG) erneuert diese Verbindlichkeit mit verstärkter Rechtsqualität (§ 4): ›Gesetze und andere Rechtsvorschriften sollen sprachlich der Gleichstellung von Frauen und Männern Rechnung tragen. Im dienstlichen Schriftverkehr ist auf die sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern zu achten. In Vordrucken sind geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen zu verwenden. Sofern diese nicht gefunden werden können, sind die weibliche und die männliche Sprachform zu verwenden.‹

Ebenfalls im Jahr 1999 wurde im Amsterdamer Vertrag die Verpflichtung der Mitgliedstaaten zum ›Gender Mainstreaming‹ rechtlich verbindlich festgeschrieben. Die Bundesregierung erkennt die Gleichstellung von Frau und Mann als durchgängiges Leitprinzip an. In Bezug auf die Sprache hat sich das auch in dem 2001 in Kraft getretenen Bundesgleichstellungsgesetz niedergeschlagen, das in § 1 Abs. 2 festlegt: ›Rechts- und Verwaltungsvorschriften des Bundes sollen die Gleichstellung von Frauen und Männern auch sprachlich zum Ausdruck bringen.‹<sup>11</sup> Grundlage der Vorschrift ist der Gedanke des Art. 3 Abs. 2 GG, wonach die Gleichstellung der Geschlechter (in allen gesellschaftlichen Bereichen) vom Staat aktiv gefördert werden soll. Weiterhin kommt das Prinzip des sprachlichen Gender Mainstreamings auch in der Novellierung der Gemeinsamen Geschäftsordnung der Bundesministerien (GGG) aus dem Jahr 2000 zur Geltung. In § 2 ist festgeschrieben, dass die Gleichstellung von Frauen und Männern durchgängiges Leitprinzip ist und bei ›allen politischen, normgebenden und verwaltenden Maßnahmen der Bundesministerien in ihren Bereichen gefördert werden soll (Gender Mainstreaming).‹

Die sprachliche Gleichstellung der Geschlechter ist aber nicht nur in Vorschriften, sondern auch in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Ressorts gefordert. Inhalte und Aufmachung der Botschaften und Produkte sollen klar, leicht verständlich und zielgruppengerecht sein. Dazu gibt es eine Checkliste Gender Mainstreaming bei Maßnahmen der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.

<sup>8</sup> Vgl. Bundesratsdrucksache 469/91, S. 7

<sup>9</sup> Vgl. Bundesratsdrucksache 469/91, S. 10 ff.

<sup>10</sup> Bundestagsdrucksache 469/91, S. 1

<sup>11</sup> Bundesgleichstellungsgesetz 2001, § 1 Abs. 2

Richtlinien und Empfehlungen allgemein

Die ersten deutschen Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs erschienen 1980 in einer linguistischen Fachzeitschrift.<sup>12</sup> Sie richteten sich an alle, die die deutsche Sprache professionell verwenden. Auch in anderen Ländern wie den USA, der Schweiz, England, Frankreich und Österreich wurden Empfehlungen für geschlechtergerechtes Formulieren zunächst in Universitäten oder Fachverbänden entwickelt. Seitdem haben zahlreiche Organisationen, Ministerien, Behörden und (Print-)Medien eigene Broschüren, Leitfäden und Merkblätter erarbeitet, die praxisorientierte Formulierungsvorschläge machen. Gemeinsamer Gegenstand der Empfehlungen ist die öffentliche (Schrift-)Sprache, während ein Wandel alltagssprachlicher Praktiken nicht explizites Ziel sprachpolitischer Reformen ist.

Grundsätze der Empfehlungen

Empfehlungen für einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch gehen von folgenden Grundsätzen aus: Sprache ist kein neutrales Kommunikationsmittel, sondern diskursives Instrument gesellschaftlichen Handelns. Sie ist Spiegel gesellschaftlicher Realität, zugleich aber auch ein Ort, an dem sich sozialer Protest und konservativer Widerstand artikulieren. Für die Beziehungen zwischen Sprache und Geschlecht heißt dies, dass sich in einer Sprache genderbezogene Asymmetrien manifestieren, die ihrerseits auf die Wahrnehmung und Konstruktion von Realität einwirken. Veränderte Sprachpraktiken, d. h. ein verstärkt geschlechtsinklusive Sprachgebrauch, stellen androzentrische Sichtweisen infrage und leisten damit auch einen Beitrag zum gesellschaftlichen Wandel. Die Verfasserinnen von Empfehlungen vertreten verschiedene Spielarten der sprachlichen Relativitätsthese, die besagt, dass Sprache und Gesellschaft in einem Verhältnis wechselseitiger Beeinflussung stehen.<sup>13</sup>

Als Instrument von Sprachplanung symbolisieren die Empfehlungen die Dissonanz zwischen traditionellen Vorschriften und reformiertem Sprachgebrauch. Indem Empfehlungen Alternativen zum herkömmlichen Sprachgebrauch anbieten, stellen sie den Status quo infrage, der insbesondere durch den Gebrauch sogenannter generischer Maskulina zur Referenz auf beide Geschlechter charakterisiert ist. Die öffentliche Debatte über nichtsexistische Formulierungen ist Teil der fortdauernden Auseinandersetzung über die gleichberechtigte Partizipation von Frauen auf allen gesellschaftlichen Ebenen.

Zahlreiche Empfehlungen beziehen sich explizit auf verfassungsrechtliche oder gesetzliche Grundsätze zur Gleichberechtigung bzw. Chancengleichheit von Frauen und Männern. In Deutschland wird vor allem auf das Grundgesetz (Art. 3 Abs. 2) und das Bürgerliche Gesetzbuch (§ 611b BGB) verwiesen, in jüngster Zeit auch auf das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG). Auch in internationalen Gremien haben sich mittlerweile Empfehlungen für die sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern durchgesetzt. 1990 entschied der Ministerrat der Europäischen Union, dass alle von der EU veröffentlichten Dokumente geschlechtergerecht zu formulieren sind. 1994 beschäftigte sich der Exekutivrat der Unesco mit der Umsetzung einer Leitlinie, nach der alle von der Unesco veröffentlichten Texte nichtsexistisch zu formulieren sind. ⇐

<sup>12</sup> Guentherodt, Ingrid et al., Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs, in: Linguistische Berichte 69, S. 15–21, 1980

<sup>13</sup> Vgl. Hellinger, Marlis: 'Feminist linguistics and linguistic relativity. Working Papers on Language, Gender, and Sexism 1' S. 25–37, 1991 und Pauwels 'Anne, Linguistic sexism and feminist linguistic activism.' in: Holmes, Janet/Meyerhoff, Miriam (Hrsg.) 'The handbook of language and gender, Oxford' S. 550–570, 2003

## Inhalt und Form der Empfehlungen

Ziel der Empfehlungen ist es, anhand praktischer Beispiele zu zeigen, welche Formen von sexistischem Sprachgebrauch es im Deutschen gibt, und welche Mittel für nicht diskriminierende Alternativen zur Verfügung stehen. Eine Definition von sexistischem Sprachgebrauch findet sich z. B. in den Unesco-Richtlinien für das Deutsche: ›Sprache ist sexistisch, wenn sie Frauen und ihre Leistungen ignoriert, sie ist sexistisch, wenn sie Frauen in Abhängigkeit von oder Unterordnung zu Männern beschreibt und wenn sie Frauen nur in stereotypen Rollen zeigt; sie ist sexistisch, wenn sie Frauen durch herablassende Ausdrücke demütigt und lächerlich macht.‹<sup>14</sup>

Im Mittelpunkt feministischer Sprachkritik steht die Verwendung sogenannter generischer Maskulina als Oberbegriff für Männer und Frauen: der Student, der Professor, der Rektor, der Forscher, der Dozent, der Experte, der Benutzer, der Beamte, der Antragsteller, der Bewerber, der Mitarbeiter. Der Gebrauch generischer Maskulina bewirkt auf der Ebene des Sprachsystems eine Asymmetrie hinsichtlich der sprachlichen Eindeutigkeit: Während persönliche Feminina referenziell eindeutig sind, sind persönliche Maskulina prinzipiell mehrdeutig, indem sie sowohl geschlechtsspezifische wie geschlechtsindifferente Interpretationen zulassen. Zum anderen ergibt sich das Problem der Geschlechtergerechtigkeit: Indem generische Maskulina vorwiegend auf Männer referieren, generieren sie ein männliches Bias im Denken der Sprachbenutzerinnen und -benutzer, das für die mentale Unterrepräsentation weiblicher Referenz verantwortlich ist.<sup>15</sup> Bedeutsam ist hier die Frage nach dem Zusammenhang zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht, das sogenannte Genus-Sexus-Problem. Wenn z. B. immer nur von Studenten die Rede ist, wird die Vorstellung begünstigt, dass vor allem Männer ein Studium aufnehmen. Dies entspricht jedoch nicht der universitären Realität, sind doch heute rund 50 % der immatrikulierten Personen Frauen, Tendenz steigend.

Auch die (wissenschaftlichen) Leistungen von Frauen werden systematisch ausgeblendet, wie nachfolgendes Beispiel zeigt:

Bereits um 1840 schrieben Mathematiker die ersten ›Computerprogramme‹.

Formulierungen wie diese lassen zuallererst an Männer denken. Dass Frauen einen wesentlichen Beitrag auf diesem Gebiet leisteten, wird aufgrund der männlichen Personenbezeichnung ›Mathematiker‹, die Frauen sprachlich nicht sichtbar macht, häufig vergessen. So bleibt zum Beispiel unerwähnt, dass um 1840 das allererste Computerprogramm von der Mathematikerin Lady Ada Lovelace geschrieben wurde.

Als Alternativen zum generischen Maskulinum bieten sich vornehmlich drei Strategien an: sprachliche Sichtbarmachung von Frauen, Neutralisierung oder eine kreative Lösung, die mehrere Teilalternativen kombiniert.

Grundsätzlich sind Methoden des Sichtbarmachens zu bevorzugen, da sie eindeutig das natürliche Geschlecht benennen. Bei umfangreichen Texten können ergänzend dazu Methoden des Neutralisierens eingesetzt werden. Für allgemein gehaltene Schriftstücke (Merkblätter, Formulare etc.) sind neutrale Formulierungen aus stilistischen Gründen und zur Verbesserung der Lesbarkeit durchaus geeignet. Unterschiedliche Auffassungen gibt es bei der Produktion wissenschaftlicher Texte. Während einige Ratgeber die Neutralisierung immer dann empfehlen, wenn das Geschlecht keine Rolle spielt, halten andere geschlechtergerechte Formulierungen für durchgängig notwendig.

<sup>14</sup> Hellinger, Marlis/Bierbach, Christine, Eine Sprache für beide Geschlechter, Richtlinien für einen nicht-sexistischen Sprachgebrauch, Bonn: Unesco, S. 8, 1993

<sup>15</sup> Vgl. Rothmund, Jutta/Scheele, Brigitte, Personenbezeichnungsmodelle auf dem Prüfstand. Lösungsmöglichkeiten für das Genus-Sexus-Problem auf Textebene, in: Zeitschrift für Psychologie 212, S. 49–54, 2004

Am Beispiel der Broschüre ›kurz & bündig‹ der Universität Klagenfurt sollen hier noch einmal die wichtigsten Reformvorschläge zusammengestellt werden. Auch die Klagenfurter Richtlinien nennen als oberste Prinzipien Sichtbarmachung und Neutralisierung, wobei der Sichtbarmachung von Frauen grundsätzlich Vorrang eingeräumt wird. Wie in Richtlinien allgemein üblich, werden traditionelle und reformierte Formulierungen gegenübergestellt und kommentiert. Auf die Verwendung linguistischer Fachterminologie wird im Sinne einer möglichst einfachen Umsetzbarkeit in Texten weitgehend verzichtet.

### 1. Sichtbarmachen des Geschlechts

- bei geschlechtsspezifischer Referenz
  - weiblicher oder männlicher Artikel: die/der Angestellte
  - weibliches oder männliches Attribut: weibliche/männliche Lehrende
  - geschlechtsspezifische Endsilben: Dekan/Dekanin
  - Wörter mit geschlechtstragender Bedeutung: Bürokauffrau/Bürokaufmann
- bei geschlechtsindefiniter Referenz (Bezug auf beide Geschlechter)
  - vollständige Paarform (Langes Splitting): alle Bewerberinnen und Bewerber
  - verkürzte Paarform: die Ärztin/der Arzt

Auf Kurzformen des Splittings wie ein/e Student/in oder die Großschreibung im Wortinnern (der/die StudentIn) sollte weitestgehend verzichtet werden, das sie nicht den geltenden Regeln der Rechtschreibung entsprechen.

### 2. Neutralisierung des Geschlechts

- geschlechtsneutrale Personenbezeichnung: Person, Mitglied, Lehrkraft, Elternteil
- geschlechtsneutrale Pluralbildung: die Interessierten/Institutsangehörigen/Bediensteten
- nichtpersönliche Funktions-/Amtsbezeichnungen: das Rektorat/das Ministerium/die Personalvertretung
- Vermeidung von Personenbezeichnungen: wer teilnimmt, kann ...; alle, die ....
- Passiv: Der Antrag ist vollständig auszufüllen (nicht: Der Antragsteller hat ... auszufüllen)
- Direkte Anrede: Name (nicht: Name des Antragstellers); Sie sollten ... (nicht: der Antragsteller sollte ...)
- Partizip: herausgegeben von (nicht: Herausgeber); vertreten durch (nicht: Vertreter)

Die meisten Empfehlungen propagieren das Prinzip der kreativen Anwendung, was bedeutet, dass sichtbarmachende Strategien mit allen Arten von geschlechtsindifferenten Formulierungen abgewechselt werden können. Das Merkblatt des Bundesverwaltungsamtes betont, Ziel sei immer die Produktion von Texten, die sowohl geschlechtergerecht formuliert als auch gut lesbar und verständlich sind. Die folgenden Beispiele für kreatives Formulieren stammen aus diesem Merkblatt: ↵



## Ursprünglicher Text

- Die Angaben helfen den Schriftgutverwalter und dem Bearbeiter, nicht nur rasch die Inhaltsangabe zu erkennen, sondern sie auch auf Vollständigkeit und Richtigkeit zu überprüfen.
- Der Leser merkt, ...
- Die Mitarbeiter müssen deshalb jedermann aufgeschlossen und freundlich begegnen und versuchen, sich in die Lage dessen zu versetzen, der sich an sie wendet.
- Wenn der Betroffene reagiert, kann der Ersthelfer durch gezieltes Befragen nach Unfallhergang, (...) usw. weitere wichtige Informationen erhalten.
- Jedes ordentliche Mitglied im Prüfungsausschuss hat einen oder mehrere Stellvertreter.
- Der Student erhält die Prüfungsergebnisse per e-mail zugestellt.

## Umformulierung

- Diese Angaben helfen den Beschäftigten in der Schriftgutverwaltung und in der Sachbearbeitung, nicht nur rasch die Inhaltsangabe zu erkennen, sondern sie auch auf Vollständigkeit und Richtigkeit zu überprüfen.
- Wer dieses Buch liest, merkt ...
- Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter müssen deshalb allen Personen aufgeschlossen und freundlich begegnen und versuchen, sich in die Lage derer zu versetzen, die sich an sie wenden.
- Wenn die betroffene Person reagiert, können sie als Ersthelferin oder Ersthelfer durch gezieltes Befragen nach Unfallhergang, (...) usw. weitere wichtige Informationen erhalten.
- Für alle ordentlichen Mitglieder im Prüfungsausschuss werden stellvertretende Mitglieder gewählt.
- Studierende erhalten die Prüfungsergebnisse per e-mail zugestellt

Einige Ratgeber aus dem Wissenschaftsbereich enthalten neben Vorschlägen für eine einheitliche Schreibweise weitergehende Hinweise für den korrekten Einsatz von geschlechtergerechten Formulierungen und Anreden:

- Zitate müssen wortwörtlich übernommen werden – selbst wenn eine ausschließlich maskuline Personenbezeichnung verwendet wird.
- Bei mündlichen Beiträgen müssen Frauen und Männer angesprochen werden (sofern beide Geschlechter anwesend).
- In Literaturverzeichnissen ist der Vorname jeweils aususchreiben, damit erkennbar ist, ob ein Werk von einer Frau oder einem Mann stammt.

## Fazit

Die bestehenden Vorgaben für die Rechts- und Amtssprache sind keine schematischen Regeln, sondern schaffen Problembewusstsein und Kreativität für das Sichtbar- und Hörbarmachen von Männer- und Frauenrollen, und dies nicht nur in ›amtlichen‹ Kommunikationssituationen, sondern auch – nicht zuletzt als Ausdruck von gegenseitiger Wertschätzung – für den alltäglichen Umgang miteinander: im Gespräch unter Beschäftigten, in Konferenzsituationen, in Gremien, bei Beurteilungs-, Zielvereinbarungs- und Kooperationsgesprächen, in Seminaren, in Vorträgen, in der Sprechstunde etc.

Um die Gleichberechtigung von Frauen und Männern auszudrücken, bedarf es einer Sprache, die sicherstellt, dass Frauen und Männer, ihre unterschiedlichen Rollen und Aufgaben in unserer Gesellschaft sowie ihre unterschiedlichen Lebenssituationen und die daraus entstehenden Bedürfnisse gleichermaßen sichtbar werden. Unsere Sprache erlaubt es, gerecht von und zu beiden Geschlechtern zu sprechen.

Instrumente zur Umsetzung von Gender Mainstreaming im Handlungsfeld Sprache:

- Das Instrument ›Sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern – Hinweise, Anwendungsmöglichkeiten und Beispiele (BBB-Merkblatt M19)‹ wurde vom Bundesverwaltungsamt – Bundesstelle für Büroorganisation und Bürotechnik entwickelt. Es richtet sich an die (Bundes-)Verwaltung.
- Der Leitfaden zur geschlechtergerechten Sprache ›Mehr Frauen in die Sprache‹ wurde von Dr. Friederike Braun für das Ministerium für Justiz, Frauen, Jugend und Familie des Landes Schleswig-Holstein entwickelt. Er enthält neben einem theoretischen Teil praktische Beispiele aus dem Bereich Verwaltung und Rechtsprache.
- Der ›Leitfaden für eine geschlechtergerechte Sprache in der Verwaltung‹ wurde von der Berliner Senatsverwaltung für Wirtschaft, Arbeit und Frauen entwickelt. Er unterstützt bei der Umsetzung einer geschlechtergerechten und verständlichen Amts- und Rechtssprache im Behördenalltag.
- Der ›Leitfaden zu einer geschlechtergerechten Sprache‹ wurde von der Stabsstelle für Frauenförderung der Johannes Kepler Universität Linz entwickelt. Er richtet sich an Universitätsverwaltungen.
- Der Leitfaden für geschlechtergerechtes Formulieren ›Sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern im Zukunftszentrum Tirol‹ wurde von Siegrid Pescoller entwickelt.
- Weiter sind in der öffentlichen Verwaltung seit Jahren Handreichungen und Formulierungshilfen für eine geschlechtergerechte Sprache im Gebrauch, insbesondere das Handbuch der Rechtsförmlichkeiten des Bundesjustizministeriums von 1999 mit vielfältigen Anregungen und Beispielen für die Praxis.

## Verwendete Literatur:

- Duden, Adam, Eva und die Sprache, Beiträge zur Geschlechterforschung, Thema Deutsch, Band 5, Wiesbaden 2004
- Bundesverwaltungsamt – Bundesstelle für Büroorganisation und Bürotechnik (Hrsg.), BBB-Merkblatt M19 ›Sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern‹, 2. Auflage, Köln 2002
- Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen der Universität Klagenfurt (Hrsg.), kurz & bündig. Vorschläge zum geschlechtergerechten Formulieren, 2000

## Weitergehende Literatur:

- Bundesministerium der Justiz, Handbuch der Rechtsförmlichkeit (2), 1999
- Bericht der Arbeitsgruppe Rechtsprache vom 17. Januar 1999, Drucksache 12/1041
- Deutscher Bundestag (Hrsg.): Maskuline und feminine Personenbezeichnungen in der Rechtssprache. Bericht der Arbeitsgruppe ›Rechtssprache‹ vom 17.1.1990, Drucksache 12/1041.1991

Dr. Christel Hornstein

# Ist *-in* out? – Sprachliche Gleichberechtigung aus der Sicht der Linguistik

Werden Frauen durch die deutsche Sprache (und ihre Sprecher und Sprecherinnen) benachteiligt? Ist die Verwendung des Suffixes *-in* zur expliziten Benennung von Frauen (Student*in*, Richter*in*, Schwimmer*in* etc.) wirklich nötig, oder nicht vielleicht doch überflüssig? Zur Beantwortung dieser Fragen kann die Linguistik einen wichtigen Beitrag leisten. Die linguistische Forschung hat gezeigt, dass der Eindruck der mangelnden Gleichberechtigung von Frauen durch die deutsche Sprache dadurch entsteht, dass Äußerungen oder Texte häufig so formuliert sind, dass es zu einer systematischen Inkongruenz von GENUS (grammatischem Geschlecht) und SEXUS (biologischem Geschlecht) kommt.

Das Deutsche ist eine Genussprache. Das heißt, alle Nomina (Substantive) sind entweder Maskulinum (*der* Tisch), Femininum (*die* Wand) oder Neutrum (*das* Haus). Bei der Bezeichnung von Personen (bzw. Lebewesen) kommt darüber hinaus die Kategorie Sexus ins Spiel, da Personen ja einem der beiden biologischen Geschlechter (männlich ♂ oder weiblich ♀) angehören (*der* Vater, *der* Sohn: Maskulinum = männlich | *die* Mutter, *die* Tochter: Femininum = weiblich). Während Überlegungen zur Begründung des grammatischen Geschlechts aufgrund von Sexusstereotypen bei Nomina für unbelebte Objekte wie *der* Rock oder *der* Fuß, *die* Hose oder *die* Hand und bei abstrakten Begriffen wie *die* Liebe und *der* Ruhm inzwischen der Forschungsvergangenheit angehören, ist die Diskussion um das Verhältnis von Genus und Sexus bei Personenbezeichnungen noch nicht abgeschlossen. Die Problematik zeigt sich z. B. bei diesem rätselhaften Text (vgl. Grabrucker 1993):

*Ein Vater fährt mit seinem Sohn zum Fußballspiel. Mitten auf einem Bahnübergang bleibt sein Auto liegen, wird von einem Zug erfasst und mitgeschleift. Der Vater ist auf der Stelle tot – der Sohn überlebt schwer verletzt, und bei Einlieferung ins Krankenhaus ist sein Zustand bereits äußerst kritisch. Jede Sekunde zählt – doch als der diensthabende Chirurg den OP betritt und den Jungen sieht, sagt er: ›Ich kann nicht operieren, das ist mein Sohn!‹*

Warum ist dieser Text ein Rätsel? Er ist es deshalb, weil die meisten, die ihn zum ersten Mal lesen oder hören (und das nicht gerade im Kontext einer Diskussion über das Verhältnis von Genus und Sexus), bei der Bezeichnung *der diensthabende Chirurg* sofort und automatisch an einen Mann denken, also von Genus-Sexus-*Kongruenz* ausgehen. Aber der einzige Mann, der eigentlich sagen kann ›das ist mein Sohn‹, wurde ja rätselhafterweise bei dem Autounfall getötet. Hier entsteht also ein Interpretationskonflikt, der oft dadurch gelöst wird, dass der getötete Vater durch für unsere Gesellschaft typische Ereignisse, die komplizierte Familienverhältnisse erzeugen (Kind aus erster Ehe, Adoption etc.), nicht der ›wirkliche‹ Vater des Jungen ist. Die eigentlich viel näher liegende Lösung des Rätsels – der diensthabende Chirurg ist die *Mutter* des ver-

unglückten Jungen – wird hingegen kaum jemals in Erwägung gezogen. Das sollte eigentlich nicht so sein, denn nach Ansicht vieler Linguisten und Laien kann im Deutschen problemlos Genus-Sexus-*Inkongruenz* vorliegen: D. h., mit maskulinen Personenbezeichnungen wie *der* Kunde, *der* Antragsteller, *der* Student, *der* Professor oder *der* diensthabende Chirurg können angeblich auch Frauen gemeint sein. In der Linguistik spricht man in solchen Fällen von einem ›generischen‹ oder ›sexusneutralen Maskulinum‹. Aber gibt es im Deutschen wirklich bei Personenbezeichnungen ein sexusneutrales Maskulinum?

Die Beantwortung dieser Frage ist deshalb relevant, weil im Falle eines positiven Befundes alle diejenigen recht hätten, die in der Kritik vieler Frauen an der Verwendung des Maskulinums ›feministische Schimären‹, ›überdrehte weibliche Phantastereien‹, ›Hirngespinnste‹ oder einfach auch mangelnde Beherrschung der Grammatik des Deutschen vermuten. Und dann könnten wir uns die oft als ›Sprachverschandelung‹, ›hässlich‹ und ›umständlich‹ bezeichnete explizite Verwendung von femininem Formen sparen, dann wäre das Suffix *-in* wirklich out. Wenn das sexusneutrale Maskulinum aber ganz im Gegenteil eine männlich-androzentristische Schimäre ist, dann werden Frauen durch Nichtnennung systematisch benachteiligt – Luise Pusch (1990: 30) spricht hier von ›Frauenvaporisierung‹ – und dann können feminine Formen (wie durch Hinzufügung des Suffixes *-in*) zumindest zur *sprachlichen* Gleichberechtigung beitragen.

Ein besonderes Problemfeld ergibt sich bei den Berufs- und Personenbezeichnungen, weil hier nicht nur einfache Wörter wie (*der* Arzt, *der* Jurist, *der* Kunde etc.) als Maskulina vorkommen, sondern viele Maskulina durch die im Deutschen sehr produktive Bildung von komplexen Wörtern durch Komposition (*der* Kameramann, *der* Dienstherr) und Derivation mit dem Nominal-Agentis-Suffix *-er* (*der* Lehrer, *der* Bäcker, *der* Verkäufer, *der* Besitzer, *der* Antragsteller etc.) entstehen. Es gibt zwar auch einige Berufsbezeichnungen mit dem Wort *-frau* und *-dame* (Empfangs*dame*, Animier*dame*, Haus*dame*, Bar*frau*, Haus*frau*, Putz*frau*, Garderoben*frau*, Markt*frau*, Blumen*frau*), überwiegend werden jedoch wenig prestigereiche Berufe auf diese Weise bezeichnet: So ist der *Barmann* der Barkeeper (also derjenige, der für die Zubereitung der Getränke verantwortlich ist) – die Bar*frau* oder die Bard*dame* ist hingegen eine Frau, die die Gäste unterhält. Tendenziell ähnlich funktioniert das Wort *-kraft* (Lehr*kraft*, Hilfs*kraft*, Fach*kraft*, Schreib*kraft*, Kanzlei*kraft*, Spitzen*kraft*, Büro*kraft*, Verkauf*kraft*, Führung*kraft*, Nachwuch*kraft*, Direktions*kraft* etc.), denn wieder fallen Asymmetrien auf. So wird als Direktions*kraft* wohl kaum der Direktor oder die Direktorin bezeichnet.

Für die Beziehung zwischen Genus (Femininum/Maskulinum) und Sexus (♀/♂) bei Personenbezeichnungen gibt es in der Linguistik – wie schon angedeutet – zwei miteinander konkurrierende Hypothesen (vgl. Bußmann 1995):

Hypothese der Genus-Sexus-Inkongruenz

*Zwischen Genus und Sexus gibt es keinerlei systematische Beziehung. Genussysteme haben allein grammatische Funktion. Sie dienen der Kennzeichnung syntaktisch und semantisch zusammengehörender Ausdrücke in einem Satz. Jedes Nomen im Deutschen hat zwar ein grammatisches Genus, aber nicht jedes Nomen, auch nicht jedes das ein Lebewesen bezeichnet, enthält in seiner Bedeutung eine Information über das biologische Geschlecht. Eine psychologisch wirksame Benachteiligung von Frauen durch Verwendung maskuliner Bezeichnungen kann daher NICHT vorliegen.*

Die grammatischen Funktionen von Genussystemen, die Kennzeichnung syntaktisch und semantisch zusammengehörender Ausdrücke in einem Satz, sind natürlich in der linguistischen Forschung unumstritten: Ich habe mir [einen *schönen* großen *Tisch*<sub>mask.</sub>] gekauft. Ich habe mir [eine *schöne* große *Lampe*<sub>fem.</sub>] gekauft. Ich habe mir [ein *schönes* großes *Auto*<sub>neut.</sub>] gekauft. *Maria*<sub>fem.</sub> hat mir *ihr*<sub>fem.</sub> *Auto*<sub>neut.</sub> und *Peter*<sub>mask.</sub> *sein*<sub>mask.</sub> *Zelt*<sub>neut.</sub> geliehen). Der Teil der Hypothese, der eine systematische Beziehung zwischen Genus und Sexus bestreitet, kann jedoch durch folgende Einwände entkräftet werden. Erstens: Entgegen der Behauptung gibt es starke und sogar universale Korrelationen zwischen Genus und Sexus, denn in allen Genussprachen der Welt überwiegt bei Verwandtschaftsbezeichnungen und elementaren Personenbezeichnungen die Genus-Sexus-Kongruenz, und alle Sprachen mit mehr als zwei Genera haben ein Genus für männliche menschliche Wesen und ein anderes für weibliche menschliche Wesen. Dabei muss natürlich die Zugehörigkeit zu einer Genusklasse nicht wie im Deutschen oder Französischen durch den definiten Artikel markiert werden (vgl. Corbett 1991): z. B. Franz. *la mère*, *la fille* – *le père*, *le fils* oder *Qafar* (Äthiopien) *bàxa* (mask. Sohn), *toobokòyta* (mask. Bruder) – *baxà* (fem. Tochter), *toobokoyà* (fem. Mutter). Zweitens: Die Hypothese wird durch das Rätsel klar widerlegt. Enthielte das Maskulinum nämlich tatsächlich ›keine Information über das biologische Geschlecht‹, sollte der Effekt, dass wir bei maskulinen Personenbezeichnungen eher an Männer als an Frauen denken, überhaupt nicht auftreten können.

Hypothese der Genus-Sexus-Kongruenz

*Bei Personenbezeichnungen, und natürlich nur bei diesen, gibt es sehr wohl eine systematische Beziehung zwischen Genus und Sexus. Psycholinguistische Experimente zum Verständnis der generischen Lesart maskuliner Formen in verschiedenen Sprachen haben erwiesen, dass maskuline Formen nicht konsistent auf beide Geschlechter verweisend verstanden, sondern tendenziell eher geschlechtsspezifisch interpretiert und somit nur auf männliche Referenten bezogen werden.*

Für diese Hypothese sprechen die folgenden Argumente. Erstens: Die Hypothese steht in Übereinstimmung mit dem sprachuniversalen Befund der strikten Genus-Sexus-Korrelation bei Verwandtschaftsbezeichnungen. Zweitens: Es besteht kein Problem bei der Analyse des Rätsels; es ist – ganz im Gegenteil – sogar ein Beleg für die Gültigkeit der Hypothese. Denn nur wenn das Maskulinum NICHT sexusneutral ist, ist erklärbar, warum die meisten nicht sofort auf die eigentlich ja naheliegende Lösung kommen. Drittens: Neuere psycholinguistische Forschung erlaubt uns die Rekonstruktion mentaler Repräsentationen. Wenn ein Testsatz wie *Ein Arzt sollte gut zuhören können* zusammen mit einem Bild von einer Frau präsentiert wird, so kommt es zu einer relativ hohen Ablehnungsquote (51:49). Bei positiver Antwort ist die Reaktionszeit im Vergleich zur Genus-Sexus-kongruenten Bildpräsentation deutlich länger.

Fazit

*Vieles deutet darauf hin, dass das Maskulinum im Deutschen nicht sexusneutral ist.*

Aber selbst wenn man diese Aussage einschränken möchte und, wie in der Hypothese der Genus-Sexus-Kongruenz, der Meinung ist, dass maskuline Personenbezeichnungen nicht immer, sondern nur ›tendenziell eher‹ auf männliche Referenten bezogen werden, bleibt eine Tatsache völlig unbestreitbar: Die maskulinen Formen sind mehrdeutig. Sie können u. U. sexusneutrale Maskulina sein, d. h. Männer und Frauen bezeichnen, aber sie können auch die strikte Korrelation von Genus und Sexus abbilden und nur Männer bezeichnen. Frauen sind also durch das sexusneutrale Maskulinum systematisch benachteiligt, denn im Unterschied zu männlichen Referenten können sie nur selten (eigentlich nur in Aussagen über Stillen und Gebären: *Wenn der Arzt im Praktikum schwanger wird, dann muss er sein Praktikum unterbrechen können*) mit absoluter Sicherheit davon ausgehen, dass sie bei einem Ausdruck mit maskulinem Genus auch tatsächlich gemeint sind. Und auch wenn sie gemeint sind, dann sind sie oft nur mitgemeint. Die Verwendung des angeblich sexusneutralen Maskulinums macht die deutsche Sprache zu einer Art von Lotteriespiel mit höchst ungleichen Chancen: Bei Männern gewinnt jedes Los – bei Frauen ist es völlig unklar und kann damit auch der Willkür der Interpreten überlassen sein.

Wenn Frauen also nicht ausschließlich in wenig prestigereichen Berufen explizit bezeichnet werden sollen und ansonsten ungenannt bleiben, d. h. über das angeblich sexusneutrale Maskulinum nur mitgemeint werden (und vieles deutet darauf hin, dass sie das nicht mehr wollen), dann sollten sie sichtbar gemacht werden. Diese Sichtbarmachung ist durch verschiedene Techniken möglich, die je nach Kontext genutzt werden können (vgl. z. B. Müller & Fuchs 1993). Und Frauen werden ja auch sichtbar gemacht – man denke nur an das Wort des Jahres 2005, Bundeskanzler*in*, das diese ›Ehre‹ nur durch die Suffigierung erlangt hat.

Abschließend muss nun noch die Frage erörtert werden: Wer ist hier eigentlich sexistisch? Die Sprache oder ihre Sprecher und Sprecherinnen? Die Sprache kann natürlich nie alleine für gesellschaftliche Umstände verantwortlich gemacht werden, in denen Frauen benachteiligt werden. So ist zum Beispiel das Persische keine Genussprache. Es kann im Persischen also ein Frauen diskriminierendes generisches Maskulinum überhaupt nicht geben. Trotzdem ist der Iran kein Land, in dem die Gleichberechtigung der Frauen sehr weit fortgeschritten ist. Aber diese Tatsache kann natürlich nicht als Argument dafür verwendet werden, dass die Sprache in einer Gesellschaft irrelevant ist. Sprache und Gesellschaft sind nicht völlig losgelöst voneinander, sondern beeinflussen sich auf komplexe Weise wechselseitig. Deshalb sollten diejenigen, die an der Veränderung von Gesellschaften interessiert sind, auch daran arbeiten, bestimmte Sprachnormen so zu verändern, dass sie veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen Rechnung tragen oder gesellschaftliche Veränderungen einleiten, denn Sprache und Denken sind nicht voneinander zu trennen. Sprache vermittelt und prägt kulturelle Identität und unterliegt kulturellem Wandel. Sprache strukturiert unser Denken – nicht mitgesprochen bedeutet meist nicht mitgedacht, nicht mitgemeint. In diesem Sinne drückt eine Frauen ausschließende (sexistische) Sprache also nicht nur Diskriminierung von Frauen aus, sondern sie schafft sie, sie konstruiert, begründet und perpetuiert sie.

In diesem Sinne ist *-in* keineswegs out. ♣ apl. Prof. Dr. Susanne Uhmann, FB A

## Literatur

- Bußmann, Hadumod (1995), **Das Genus, die Grammatik und der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft, in: dies. & Hof, R. (eds.) (1995), Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart: Kröner, S. 114–160.**
- Corbett, G. (1991), **Gender. Cambridge: University Press.**
- Grabruker, Marianne (1993), **Vater Staat hat keine Muttersprache. Frankfurt: Fischer.**
- Müller, Sigrid & Fuchs, Claudia (1993), **Handbuch zur nicht-sexistischen Sprachverwendung in öffentlichen Texten. Frankfurt: Fischer.**
- Pusch, Luise (1990), **Alle Menschen werden Schwestern. Frankfurt: Suhrkamp.**

# Sprechen Jugendliche anders als Erwachsene und Mädchen anders als Jungen?

– Ergebnisse aus einem DFG-Projekt

Jugendsprache hat im deutschen Sprachraum seit über 20 Jahren ›Hochkonjunktur‹, und dies gleich in mehrfacher Hinsicht:

- als Thema der öffentlichen Diskussion
- als Objekt linguistischer Forschung
- als Gegenstand des Deutschunterrichts.

In der öffentlichen Diskussion herrschten anfangs sprachkritische und sprachpflegerische Stimmen vor, die jugendliche Ausdrucksweisen als Zeichen für ›Sprachverfall‹ werteten. Diese Haltung ist mittlerweile eher affirmativen und positiven Einstellungen gegenüber den sprachlichen Veränderungen durch Jugendliche gewichen, über die mittlerweile eine Vielzahl von populärwissenschaftlichen Wörterbüchern der Jugend- und Szenesprachen informieren. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht dabei oft eine medial stilisierte und künstlich homogenisierte ›Jugendsprache‹, die dem authentischen Sprachgebrauch Jugendlicher in der Regel nicht entspricht.

Spricht die Jugend eine eigene Sprache?‹ Mit dieser Preisfrage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung aus dem Jahr 1982 entwickelte sich auch in Deutschland eine linguistische Jugendsprachforschung, die mittlerweile zu einem regen internationalen wissenschaftlichen Austausch geführt hat. Dabei werden verschiedene Forschungsansätze verfolgt, die sich auf Wortschatz, Wortbildung, auf Redewendungen und Stilmittel und auf Muster sprachlicher Interaktion bei Jugendlichen konzentrieren. Die Jugendsprachforschung geht von einer grundsätzlichen Heterogenität der Jugendsprachen aus und bestimmt ihr Gegenstandsfeld überwiegend als ein mündlich konstituiertes, von Jugendlichen in bestimmten Situationen verwendetes Medium der Gruppenkommunikation. Funktional betrachtet dient ein solcher Sprachgebrauch den Jugendlichen selbst als Mittel der sozialen Distinktion, und zwar in zweierlei Hinsicht: der Abgrenzung gegenüber den Erwachsenen sowie der Identifikation mit der eigenen Gruppe.

Diese Forschungsperspektive wurde in einem Wuppertaler DFG-Forschungsprojekt in den Jahren 1999 bis 2003 verfolgt. Im Rahmen dieses Projekts wurden ca. 1200 Jugendliche in Deutschland mit Fragebögen zum Sprach-, speziell zum Wortgebrauch sowie zu Spracheinstellungen befragt und in ihrem Sprachgebrauch in Kleingruppen beobachtet. Als soziolinguistisch relevante Merkmale haben wir Alter und Geschlecht, regionale Herkunft und Bildungsgang sowie subkulturelle Präferenzen und schließlich Deutsch als Erst- oder Zweitsprache in deskriptiv- und prüfstatistischer Form erfasst.

Die sprachlichen Befunde zu Wortschatz und Wortbedeutungen, zu Stilmitteln und sprachlichen Handlungsmustern lassen sich wie folgt zusammenfassen: Der Sprachgebrauch von Jugendlichen im Schulalter scheint im Durchschnitt weit ›normaler‹ als in der öffentlichen, medialen und z. T. auch wissenschaftlichen Diskussion unterstellt wird. Die Unterschiede im Sprachgebrauch von Jugendlichen gegenüber der deutschen Standardsprache sind weit weniger spektakulär und vordergründig als gemeinhin vermutet.

Trotzdem spielen die soziolinguistischen Faktoren, insbesondere die unterschiedlichen Bildungsgänge, aber auch Alter, Geschlecht und regionale Herkunft eine durchaus wichtige Rolle als Erklärungsrahmen für die ›feineren‹ Unterschiede im Sprachgebrauch deutscher SchülerInnen. Dies sei an drei Beispielen erläutert.

1. Dies sei am Beispiel der Geschlechterdifferenzen bei der Gebrauchshäufigkeit und den Bedeutungszuschreibungen einiger jugendsprachlicher Ausdrücke aufgezeigt: Signifikante Effekte zugunsten einer höheren Gebrauchshäufigkeit bei männlichen Jugendlichen erhielten wir bei den Ausdrücken *Asi*, *Penner*, *geil*, *chillen*. Nur bei der Verwendung von *Macker* zeigten sich signifikante gegenläufige Gendereffekte. Kein Unterschied ergab sich hingegen bei *Tussi* oder *Braut*.

Die semantische Einzelanalyse der Bedeutungsangaben der Jugendlichen weist bei einzelnen Ausdrücken aufschlussreiche Differenzierungen auf: So zeigt sich beim Gebrauch des Ausdrucks *Tussi*, dass die befragten Mädchen ihn viel stärker als negativ empfinden als die befragten Jungen. Mädchen assoziieren mit der Bezeichnung *Tussi* eher Eigenschaften wie: *eingebildet*, *arrogant*, *aufgetakelt*, während bei Jungen sogar positive Wertungen wie: *hübsch*, *gutaussehend*, aber auch *geil* zu verzeichnen sind.

2. Generell können wir auf ein ausgeprägtes Sprachbewusstsein bei den weiblichen Probanden und auf eine stärkere Sensibilität für diskriminierende Merkmale vor allem bei Personenbezeichnungen schließen. Diese weisen häufiger den Gebrauch bestimmter Ausdrücke mit Hinweisen auf stilistische, soziale und auch affektive Gründe zurück.

Gendereffekte konnten auch bei Antworten auf die Frage nach Begriffsgründen der Jugendsprache gesichert werden. Mädchen hoben stärker ein Vergemeinschaftungsmotiv hervor: *um im Freundeskreis mitreden zu können*, während für die Jungen die Jugendsprache als Mittel der positiven Selbstdarstellung stärker gewichtet wurde: *um cool zu sein*, *um lässig zu sein*.

Der Wunsch nach Reflexion der ›eigenen‹ Sprache, und zwar als Thema im Deutschunterricht, wurde schließlich stärker von Mädchen als von Jungen betont. Mädchen wiesen ein höheres Interesse sowohl für die Meinung der Lehrkräfte und der Eltern zum Thema Jugendsprache als auch für die Herkunft der Wörter und das Verhältnis zu den Normen der Standardsprache auf.

3. Neben geschlechtstypischen Unterschieden in Wortgebrauch und Wortbedeutung und im Sprachbewusstsein haben wir aufschlussreiche Ergebnisse bei den kommunikativen Handlungsmustern des Frotzeln und des Lästerns von Jugendlichen gewonnen. Und zwar sind entgegen vorheriger Annahmen die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen relativ gering! Das ›Lästermaul‹ erscheint als ein generisches Phänomen des Jugendalters. Und auch innerhalb der gender studies beschriebene klassische Differenzierung zwischen einem defensiven weiblichen und einem offensiven männlichen Kommunikationsstil ist in unserer Studie beim Frotzeln nur auf inhaltlich thematischer Ebene, jedoch nicht auf struktureller und funktionaler Ebene zu erkennen. Zwar tendieren Jungen dazu, Frotzelattacken mit stärker gesichtsbedrohenderem Potenzial zu formulieren als Mädchen und dabei auch tabuisierte Bereiche wie Sexualität und Drogenkonsum anzusprechen. Jedoch halten auch die Jungen dabei in der Regel die für das Frotzeln typische Kooperativität der InteraktantInnen zur Aufrechterhaltung eines scherzhaften Interaktionsmodus ein.

Beim Lästern sind ebenfalls keine frappierenden alters- oder geschlechtsbedingten Unterschiede im Korpusmaterial zu beobachten. Sowohl die sequentielle Realisierung als stark erzähllastiges sprachliches Handlungsmuster als auch die Wahl der sprachlichen Mittel, wie beispielsweise die direkte Redewiedergabe in szenischen Darstellungen, werden von weiblichen und männlichen Jugendlichen gleichermaßen verwendet.

Beide Handlungsmuster wirken schließlich gruppenkonstituierend und zeichnen sich durch einen hohen Grad an Ritualisierung aus; sie weisen charakteristische Handlungsrollen auf und haben typische gruppenrelevante Funktionen wie u. a. die Gesprächsanknüpfung, der Austausch sozialer Erfahrungen und das indirekte Verhandeln von Gruppennormen – und nicht zuletzt die Unterhaltung.

¶ Prof. Dr. Eva Neuland, FB A

¶ Daniel Schubert, FB A

# Hören Frauen ander(e)s?

## – Geschlechtsspezifische Unterschiede im Musikgeschmack



Die Musikindustrie hat es anscheinend längst erkannt: Im breit gefächerten Musiksoriment unserer Zeit gilt es auch einen weiblichen Geschmack zu bedienen. So sind bestimmte musikalische Produkte offenbar ausdrücklich auf Bedürfnisse von Mädchen und jungen Frauen zugeschnitten. Man denke nur an die Bilder kreischender Scharen nahezu ausschließlich weiblicher Fans, die von ihren musizierenden Idolen in wahre Hysterie versetzt werden, ob diese Begeisterungstürme nun in den 70er Jahren von den Bay City Rollers, in den späten 80er und den 90er Jahren von Boygroups wie New Kids on the Block, Take That und den Backstreet Boys entfacht wurden oder heute von Tokio Hotel ausgelöst werden. Die verzückten Reaktionen legen die Vermutung nahe, dass Mädchen Musik – zumindest diese Musik – anders wahrnehmen als Jungen.

Tatsächlich kommt der Musik in diesem Zusammenhang allerdings wohl nur marginale Bedeutung zu. Es geht vielmehr um Träume und Sehnsüchte, um Fantasien und erwachende sexuelle Wünsche, die zunächst in unerreichbare Idole hineinprojiziert werden. Auch Gruppenzwänge, Prozesse, die zur persönlichen Identitätsfindung beitragen, von den Medien lancierte Leitbilder u. a. m. spielen eine Rolle. Und inwiefern die Kulturindustrie mit derartigen Angeboten sensibel auf vorhandene Bedürfnisse reagiert oder solche Bedürfnisse durch geschickte Vermarktungsstrategien erst schafft, gleicht der Frage nach der Henne und dem Ei – eine eindeutige Antwort gibt es nicht.

Das geschilderte Phänomen wirft die grundsätzliche Frage auf, ob Mädchen oder Frauen andere Musik bevorzugen als ihre männlichen Altersgenossen. Die empirische Forschung hat immer wieder versucht, Antworten auf diese

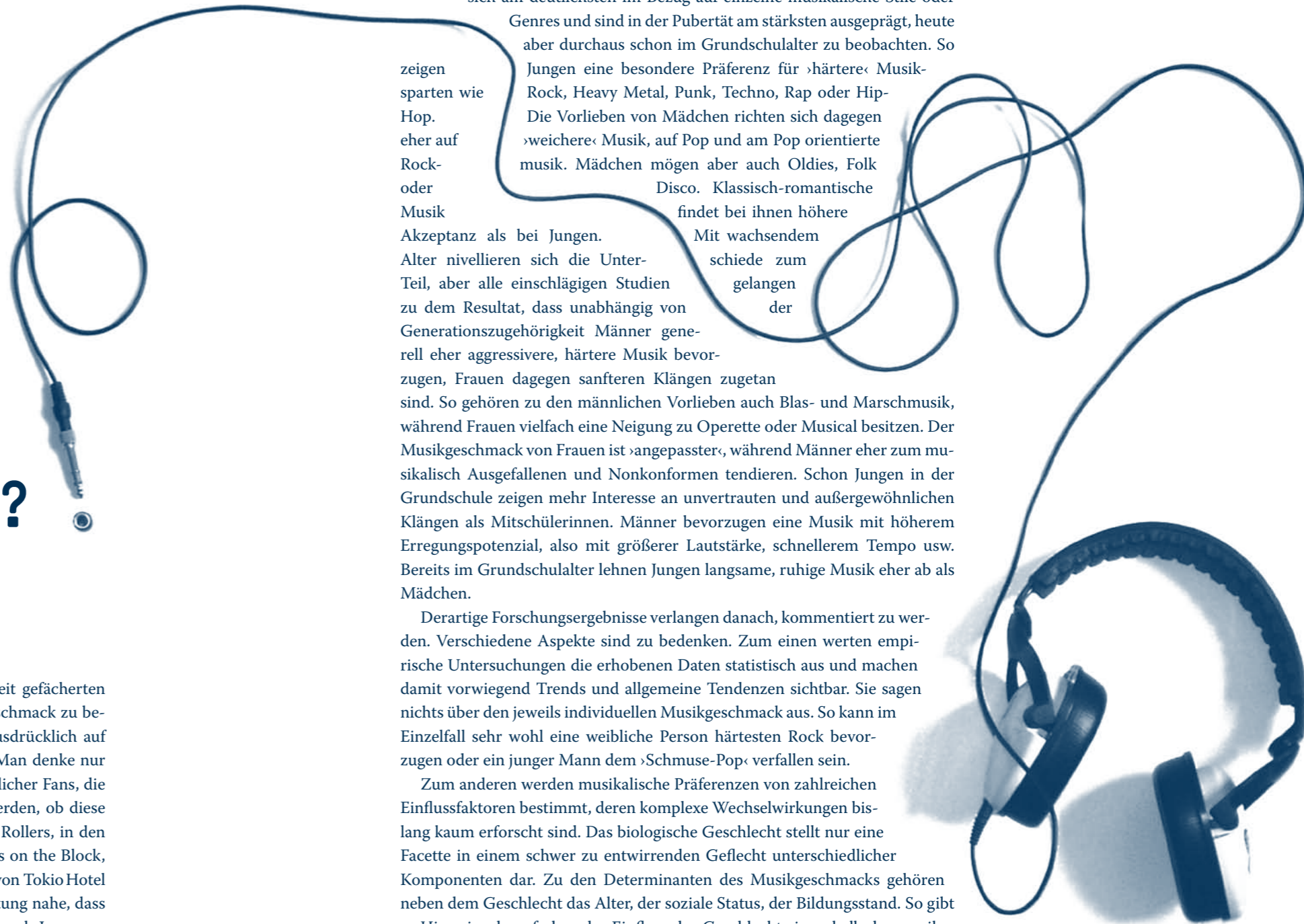
Frage zu finden. Die zahlreichen wissenschaftlichen Studien, die sich mit dem Thema befassen, kommen zwar nicht zu identischen, aber doch zu tendenziell übereinstimmenden Ergebnissen. Geschlechtsspezifische Unterschiede zeigen sich am deutlichsten im Bezug auf einzelne musikalische Stile oder Genres und sind in der Pubertät am stärksten ausgeprägt, heute aber durchaus schon im Grundschulalter zu beobachten. So zeigen Jungen eine besondere Präferenz für ›härtere‹ Musiksparten wie Rock, Heavy Metal, Punk, Techno, Rap oder Hip-Hop. Die Vorlieben von Mädchen richten sich dagegen eher auf ›weichere‹ Musik, auf Pop und am Pop orientierte Musik. Mädchen mögen aber auch Oldies, Folk oder Disco. Klassisch-romantische Musik findet bei ihnen höhere Akzeptanz als bei Jungen. Mit wachsendem Alter nivellieren sich die Unterschiede zum Teil, aber alle einschlägigen Studien gelangen zu dem Resultat, dass unabhängig von der Generationszugehörigkeit Männer generell eher aggressivere, härtere Musik bevorzugen, Frauen dagegen sanfteren Klängen zugetan sind. So gehören zu den männlichen Vorlieben auch Blas- und Marschmusik, während Frauen vielfach eine Neigung zu Operette oder Musical besitzen. Der Musikgeschmack von Frauen ist ›angepasster‹, während Männer eher zum musikalisch Ausgefallenen und Nonkonformen tendieren. Schon Jungen in der Grundschule zeigen mehr Interesse an unvertrauten und außergewöhnlichen Klängen als Mitschülerinnen. Männer bevorzugen eine Musik mit höherem Erregungspotenzial, also mit größerer Lautstärke, schnellerem Tempo usw. Bereits im Grundschulalter lehnen Jungen langsame, ruhige Musik eher ab als Mädchen.

Derartige Forschungsergebnisse verlangen danach, kommentiert zu werden. Verschiedene Aspekte sind zu bedenken. Zum einen werden empirische Untersuchungen die erhobenen Daten statistisch auswertend und machen damit vorwiegend Trends und allgemeine Tendenzen sichtbar. Sie sagen nichts über den jeweils individuellen Musikgeschmack aus. So kann im Einzelfall sehr wohl eine weibliche Person härtesten Rock bevorzugen oder ein junger Mann dem ›Schmuse-Pop‹ verfallen sein.

Zum anderen werden musikalische Präferenzen von zahlreichen Einflussfaktoren bestimmt, deren komplexe Wechselwirkungen bislang kaum erforscht sind. Das biologische Geschlecht stellt nur eine Facette in einem schwer zu entwirrenden Geflecht unterschiedlicher Komponenten dar. Zu den Determinanten des Musikgeschmacks gehören neben dem Geschlecht das Alter, der soziale Status, der Bildungsstand. So gibt es Hinweise darauf, dass der Einfluss des Geschlechts innerhalb der musikalischen Sozialisation mit steigender Bildung abnimmt.

Aber auch die Persönlichkeitsstruktur ist von Bedeutung. Beispielsweise hören introvertierte Menschen in der Regel andere Musik als extrovertierte. Schließlich sollte der prägende Einfluss der Medien nicht unterschätzt werden.

Die zentrale Frage lautet jedoch: Worin sind die geschlechtsspezifischen Besonderheiten im Musikgeschmack begründet? Hier sind sich die Forscher einig, dass sie auf Unterschiede in der allgemeinen und der musikalischen Sozialisation zurückzuführen sind. In den musikalischen Vorlieben spiegeln sich gesellschaftliche Stereotype und damit verbundene Erwartungen. Standardisierte Vorstellungen von Geschlechterrollen, Klischees und Vorurteile sind auch für das auf Musik bezogene Verhalten verantwortlich.



Indizien für eine biologische Ursache, die erklären könnte, warum musikalische Präferenzen bei Angehörigen des männlichen und weiblichen Geschlechts unterschiedlich akzentuiert sind, gibt es bislang nicht. Es sei an dieser Stelle aber auf einen Forschungsansatz verwiesen, der sich mit Aspekten musikalischer Begabung beschäftigt. Die Tübinger Neurophysiologin Marianne Hassler hat in den 90er Jahren die Ergebnisse aufwändiger Längs- und Querschnittsuntersuchungen, unter anderem eines über acht Jahre durchgeführten DFG-Projekts, vorgelegt. Sie hat den Zusammenhang zwischen kreativen musikalischen Leistungen und dem männlichen Sexualhormon Testosteron untersucht und nachgewiesen, dass eine Korrelation zwischen kompositorischen Fähigkeiten und der Höhe des Testosteron-Spiegels besteht. Vereinfacht gesprochen: Je niedriger der Testosteron-Wert bei Männern ist, desto größer ist deren kreatives Potenzial. Umgekehrt verhält es sich bei Frauen, hier geht ein hoher Testosteron-Wert mit besonderen kompositorischen Fähigkeiten einher. Hassler schließt daraus, die ›musikalische Begabung‹ scheinbar ›bei solchen Menschen am größten zu sein, bei denen die Unterschiede zwischen den Geschlechtern am kleinsten sind.‹ (*Androgynie*, Zürich 1990, S. 157) Derartige Forschungsergebnisse dokumentieren, dass auch Hormoneinflüsse im musikbezogenen Kontext bedeutsam sein könnten.

Welch kuriose Blüten die Forschung, die sich mit Geschlechtsunterschieden und Musik beschäftigt, bisweilen treibt, zeigen zwei Studien, die 1990 bzw. 1989 in amerikanischen Fachzeitschriften veröffentlicht wurden. Zum einen wurden die Trinkgewohnheiten von Heranwachsenden untersucht. Man konnte nachweisen, dass laute Musik die Trink-

geschwindigkeit bei Jungen erhöht, bei Mädchen hingegen herabsetzt. Im anderen Fall wurde der Zusammenhang zwischen sexueller Attraktivität und vorgeblichen Musikpräferenzen überprüft. Die männlichen Probanden empfanden Frauen mit einer Vorliebe für klassische Musik und Softrock als besonders attraktiv, die Frauen jene Männer, die sich als Heavy-Metal-Hörer ausgaben.

Wie man Rollenstereotype, die sich über einen langen Zeitraum verfestigt haben, durchbrechen kann, beweist die sich wandelnde Zusammensetzung der Sinfonieorchester. In den Orchestern, die sich bis vor kurzem vielfach noch als reine Männerbünde präsentierten, erobern sich Frauen zunehmend ihren Platz. Man mag sich an den zu Beginn der 80er Jahre entbrannten Streit um die Ausnahmeclarinetistin Sabine Meyer erinnern, die Herbert von Karajan gegen den erbitterten Widerstand des Orchesters für die Berliner Philharmoniker engagieren wollte. Die Auseinandersetzung eskalierte und führte schließlich zum Bruch des langjährigen Chefdirigenten mit seinem Orchester. Und in den Kreis der ruhmreichen Wiener Philharmoniker wurden Frauen erstmals 1997 aufgenommen. Bei den Orchestern im Bergischen Land beträgt der Anteil der Frauen heute immerhin rund ein Drittel: Unter den 91 Mitgliedern des Wuppertaler Sinfonieorchesters befinden sich derzeit 32 Frauen, von den 73 Mitgliedern der Bergischen Symphoniker sind 24 weiblich. Frauen spielen im Orchester vorwiegend Streich- und Holzblasinstrumente. Blechblasinstrumente und Schlagzeug bleiben dagegen nach wie vor – von wenigen Ausnahmen abgesehen – Männern vorbehalten.

Dass Frauen heutzutage auch in traditionelle Männerdomänen einzubrechen vermögen, zeigt die wachsende Zahl der Dirigentinnen. Seit der Spielzeit 2005/06 hat beispielsweise die in Sydney geborene Simone Young als Intendantin der Hamburgischen Staatsoper und Generalmusikdirektorin der Hamburger Philharmoniker eine der herausragenden Stellungen des deutschen Musiklebens inne. Die Bergischen Symphoniker werden schon seit 1998 von einer Dirigentin geleitet, der Generalmusikdirektorin Romely Pfund. Diese Entwicklung demonstriert, was alle geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen im Zusammenhang der Musik betrifft: Was heute noch als Norm gilt, kann morgen schon der Vergangenheit angehören. ♣ Prof. Dr. Hans-

Joachim Erwe,

FB A



#### Literatur (Auswahl):

- Helmut Rösing: *Musikalische Sozialisation*. In: Siegmund Helms / Reinhard Schneider / Rudolf Weber (Hrsg.): *Kompendium der Musikpädagogik*, Kassel 3|2004, S. 349–372;
- Heiner Gembris: *Musikalische Präferenzen*. In: Thomas Stoffer / Rolf Oerter (Hrsg.): *Enzyklopädie der Psychologie, Musikpsychologie Bd. 2*, Göttingen 2005, S. 279–342;
- Josef Kloppenburg: *Musikpräferenzen. Einstellungen, Vorurteile, Einstellungsänderung*. In: Helga de la Motte-Haber / Günther Rötter (Hrsg.): *Musikpsychologie*, Laaber 2005 (*Handbuch der Systematischen Musikwissenschaft Bd. 3*), S. 357–393



# Wie weiblich ist der Wuppertaler Sport?

– Einige Anmerkungen zum Sporttreiben der Wuppertaler Bevölkerung aus geschlechtsspezifischer Sicht

Der folgende Artikel bietet Einblicke in wichtige Aspekte des Sporttreibens der Wuppertaler Bevölkerung. Es wird dabei vor allem der Frage nachgegangen, ob zwischen Männern und Frauen markante Unterschiede bezüglich des Umfangs, der Art und der Organisation ihrer sportlichen Betätigung sowie hinsichtlich der zukünftigen Sportwünsche erkennbar sind. Zu diesem Zweck werden zunächst vier, an klassischen Vorurteilen orientierte Vermutungen aufgestellt, die sich in unserer heutigen Gesellschaft und teilweise auch in der populären Literatur immer noch finden.

**These 1** Männer sind im höheren Maße sportlich aktiv als Frauen

**These 2** Frauen betreiben einen anderen Sport als Männer

**These 3** Der Sport wird von den Männern im Verein betrieben

**These 4** Männer sind stärker an neuen Sportarten interessiert als Frauen

Zunächst einige Informationen zu den empirischen Grundlagen, von denen aus die o. a. Thesen hinterfragt werden.

Die Autoren leiten die Wuppertaler Forschungsstelle ›Kommunale Sportentwicklungsplanung‹. Diese hat in den vergangenen zehn Jahren – in Zusammenarbeit mit über 20 Groß-, Mittel- und Kleinstädten – die Folgen des gesellschaftlichen Wandels im Bereich des Sporttreibens und der Sportstättennachfrage untersucht und den lokalen Akteuren angemessene Konsequenzen für die künftige kommunale Sportentwicklung vorgeschlagen. Derzeit beraten wir die drei Großstädte der Bergischen Region Wuppertal, Solingen und Remscheid. Nach den Arbeiten für jede einzelne Stadt wird im kommenden Jahr eine empirisch gut fundierte gemeinsame, d. h. regionale Sportstättenentwicklungsplanung begonnen.<sup>1</sup> Das Drittmittelprojekt ›Grundlagen der Sport-

entwicklung in Wuppertal‹ beinhaltet u. a. eine Einwohnerbefragung zum ›Sporttreiben in Wuppertal‹ – diese schafft zum einen verlässliche Grundlagen für eine zeitgemäße Fortschreibung und Sportstättenentwicklung, zum anderen werden die Ergebnisse dieser Befragung dazu beitragen, die o. a. Thesen zum sportlichen Handeln von Männern und Frauen fundiert zu beantworten.

Vorab noch ein Hinweis zur Qualität der Datenbasis. Im September 2006 und März 2007 erhielten insgesamt 13 000 repräsentativ ausgesuchte Bürgerinnen und Bürger der Stadt Wuppertal im Alter zwischen 10 und 75 Jahren einen vierseitigen Fragebogen von Seiten der Stadtverwaltung zugesandt. Im beigegefüllten Anschreiben wurden Sie gebeten, ›stellvertretend für eine Vielzahl von Mitbürgerinnen und Mitbürgern‹ Angaben zu den von Ihnen aktiv betriebenen Sportarten und Bewegungsaktivitäten zu machen. Erfragt wurden ebenfalls der zeitliche Umfang und die Orte der sportlichen Aktivitäten, die Anfahrtswege und

<sup>1</sup> Vgl. die näheren Hinweise zum Stand der Arbeit und zu Teilergebnissen auf der Homepage der Wuppertaler Forschungsstelle ([www.sportsoziologie.uni-wuppertal.de](http://www.sportsoziologie.uni-wuppertal.de))

Sportaktivität nach Geschlecht (%)

Aktivenquote allg.	76	75
mind. 1x pro Woche aktiv	61,9	63,9

Ist die männliche Bevölkerung sportlich aktiver als die weibliche in Wuppertal?

Um diese Frage zu beantworten, wird zunächst ein Blick auf die allgemeine Aktivenquote geworfen. Diese Quote bezeichnet den Anteil der 10- bis 75-jährigen Einwohner, die in ihrer Freizeit sportlich aktiv bzw. bewegungsaktiv sind und im Rahmen der Befragung mindestens eine Sportart angegeben haben. Im Hinblick auf die allgemeine Aktivenquote sind bei einer geschlechtsspezifischen Betrachtung nur geringe Unterschiede sichtbar.

Die Aktivenquote der Männer (76,0 %) ist insgesamt nur um 1,0 Prozentpunkte höher als die Aktivenquote der Frauen (75,0 %) (s. Tab. oben). Wird jedoch ein strengerer Maßstab angesetzt und nur diejenigen Personen als ›aktiv‹ eingestuft, die im Schnitt mindestens einmal pro Woche sport- und bewegungsaktiv sind, dann verschiebt sich der erste Eindruck. Nun sind sogar die Frauen in leicht höherem Maße (+ 2,0 Prozentpunkte) sport- bzw. bewegungsaktiver. Die Vermutung, dass Männer aktiver sind als Frauen, konnte durch diese erste Herangehensweise nicht bewiesen werden.

Allerdings werden bei dieser Betrachtungsweise der Umfang, die Regelmäßigkeit und das Verständnis des Sporttreibens bisher außer Acht gelassen. Allerdings lassen sich über diese Merkmale des Sporttreibens weitere Rückschlüsse ziehen.

So zeigt sich, dass die Männer in Wuppertal durchschnittlich 1238 Minuten im Monat aktiv sind. Dies entspricht umgerechnet in etwa 20,5 Stunden. Der *zeitliche Umfang* der Aktivitäten der Wuppertaler Frauen beläuft sich hingegen durchschnittlich auf 1053 Minuten, was in etwa 17,5 Stunden im Monat entspricht.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, dass der Anteil der Sporttreibenden, der in Wuppertal in *Mannschaften* wettkampfsportlich aktiv ist, bei 9,4 % liegt; hinzukommen weitere 9,5 % der Sporttreibenden, die als Einzelsportler an Wettkämpfen teilnehmen. Der Anteil der Männer, die in festen Wettkampfmansschaften oder als Einzelsportler aktiv sind (26,0 %), ist dabei fast doppelt so hoch wie bei den Frauen (13,5 %).

Organisationsformen sowie das Zuschauerverhalten, Eindrücke zur Qualität der Sportstätten und sportbezogene Wünsche. Von den befragten Bürgerinnen und Bürgern haben 4137, also rund 1/3 den Fragebogen in ausgefüllter Form wieder zurück geschickt. Wichtige Parameter der Grundverteilung (Altersgruppen, Wohnort, Vereinsmitgliedschaft) stimmen weitgehend mit den Verteilungen in der Stichprobe überein. Die *Geschlechterverteilung* in der Stichprobe ist im Vergleich zur offiziellen Einwohnerstatistik (Stand: 31.12.2006) leicht verschoben. In Wuppertal liegt das Verhältnis bei 51,7 % Frauen zu 48,3 % Männern. In der Stichprobe sind die Frauen mit 55,3 % (+ 3,6 %) über- und die Männer mit 44,7 % (– 3,6 %) unterrepräsentiert. Diese Abweichungen werden bei der Betrachtung der Gesamtergebnisse durch einen entsprechenden Gewichtungsfaktor ausgeglichen.

Nun zur ersten These.

### Sportverständnis der Wuppertaler nach Geschlecht (%)

bewegungsaktive Erholung	48,2	57,8
Sport treiben	51,8	42,2

Das *Sportverständnis*, das sich heute stark erweitert hat und eine Vielzahl unterschiedlicher Motive und Sinnrichtungen (Gesundheit und Fitness, Erholung und Wellness, Leistung und Wettkampf) beinhaltet, korreliert deutlich mit dem sozialen Merkmal ›Geschlecht‹.

So sollten die Befragten einschätzen, ob sie ihre sportlichen Aktivitäten eher als ›bewegungsaktive Erholung‹ oder als ›Sport treiben‹ einschätzen. Zum besseren Verständnis wurden den Befragten als Beispiele für ›bewegungsaktive Erholung‹ die Aktivitäten ›gemütliches Radfahren, Baden, Spazieren gehen‹ vorgegeben und für ›Sport treiben‹ die Beispiele ›Rennradfahren, Schwimmen, Wandern‹. Dabei ist insgesamt erkennbar, dass Frauen ihre Aktivitäten stärker als ›bewegungsaktive Erholung‹ charakterisieren. Bei den Männern ist das Bild etwas anders: Über 50% der Männer bezeichnen ihre Aktivitäten eher als ›Sport‹. Bei Berücksichtigung der Einschätzung jeder einzelnen Sportart wird bei den Männern jedoch nur die Erstsportart (60,2% zu 39,8%) überwiegend als ›Sport‹ bezeichnet. Trotz der nicht so sportiven Ausrichtung der Zweit- und Drittsportarten (47,0%; 39,4%) ist bei den Männern die Ausrichtung der sportlichen Aktivitäten insgesamt zugunsten eines stärkeren sportiven Verständnisses (51,8%) ausgefallen.

### Hitliste der beliebtesten Sportarten nach Geschlecht

Rang	männliche Aktive (%)	weibliche Aktive (%)
1.	Schwimmen 36,0	Schwimmen 42,8
2.	Radfahren 34,7	Spazieren gehen 25,8
3.	Joggen Laufen 24,1	Radfahren 22,7
4.	Fußball 23,1	Joggen Laufen 17,9
5.	Wandern 15,7	Wandern 17,2
6.	Spazieren gehen 14,7	[Nordic]Walking 12,5
7.	Fitnessstraining 11,1	Fitnessstraining 11,9
8.	Tennis 5,1	Gymnastik 10,2
9.	Basketball 4,4	Tanzen 5,2
10.	Tischtennis 4,4	Inline-Skating 4,5

### Betreiben Frauen einen anderen Sport als die Männer?

Lassen sich in Wuppertal tatsächlich die oft vermuteten typischen Frauen- und Männersportarten wieder finden? Dazu wird zunächst ein Blick auf die jeweils zehn beliebtesten Sportarten der weiblichen und männlichen Bevölkerung Wuppertals geworfen.

Zunächst lässt sich feststellen, dass es insgesamt sechs Sportarten gibt (Schwimmen, Radfahren, Joggen/Laufen, Wandern, Spazieren gehen und Fitnessstraining), die sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern unter den Top Ten auftauchen. Allerdings besitzen diese Sportarten teilweise eine unterschiedliche Bedeutung bei den beiden Geschlechtern. So gibt beispielsweise jede vierte bewegungsaktive Frau in Wuppertal ›Spazieren gehen‹ an, während dies nur auf jeden siebten Mann zutrifft. Andererseits bezeichnet jeder dritte Mann ›Radfahren‹ als seine Bewegungsaktivität, dagegen aber nur jede fünfte Frau.

Darüber hinaus erfreuen sich bei den männlichen Wuppertalern die Ballsportarten Fußball, Tennis, Basketball und Tischtennis hoher Beliebtheit, während bei den Mädchen und Frauen die Sportarten (Nordic) Walking, Gymnastik, Tanzen und Inline-Skating genannt werden. Als erste klassische Ballsportart findet sich in der weiblichen Bevölkerung auf dem 11. Platz (gemeinsam mit Yoga) der Fußballsport. Dies ist überraschend, weil jahrelang vor allem Volleyball als die beliebteste Ballsportart für Frauen und Mädchen galt.

Welche Sport- und Bewegungsaktivitäten sich in Wuppertal wachsender Beliebtheit bei den Aktiven erfreut, verdeutlicht die oben stehende Tabelle, in der sich die jeweiligen Anteile in den meistgenannten Sportarten ablesen lassen.

### Geschlechtsspezifische Profile ausgesuchte Sportarten der Wuppertaler (%)

Fußball	88	12
Tischtennis	86	14
Basketball	77	23
Krafttraining	67	33
Tennis	61	39
Radfahren	59	41
Joggen Laufen	55	45
Wandern	46	54
Schwimmen	44	56
Spazieren gehen	43	66
Inline-Skating	30	70
Tanzen	25	75
[Nordic]Walking	27	83
Gymnastik	16	84
Aerobic	12	88
Reiten	8	92
Yoga	7	93

Zwar ist das Fußballspielen mit einem Männeranteil von über 87% unter den Aktiven immer noch als die klassische Männersportart zu bezeichnen, jedoch wurde in den letzten Jahren in den meisten Städten, die eine Befragung zum Sporttreiben der Bevölkerung durchgeführt haben, noch immer ein Anteil männlicher Aktiver von weit über 90% gemessen.

Als eher männerdominierte Sportarten (Anteil Männer über 66,7%) gelten bisher Tischtennis, Basketball und das Krafttraining – dies ist auch in Wuppertal der Fall. Auf der anderen Seite finden sich zahlreiche Sportarten, die unter dem Label ›Frauensportarten‹ laufen können. Dies sind insbesondere Yoga und der Reitsport, in denen der Frauenanteil über 90% liegt. Aber auch Aerobic, Gymnastik, (Nordic)Walking, Tanzen und sogar das Inline-Skating werden – wie die obere Tabelle zeigt – eher von den Frauen und Mädchen präferiert.

### Wer organisiert das Sporttreiben? (%)

Verein	14,5	13,8
Ich selbst	70,1	68,7
Kommerzieller Anbieter	7,7	9,2
andere	7,7	8,3

Darüber hinaus ist zu vermerken, dass sich bei einigen sehr beliebten Sport- und Bewegungsaktivitäten in Wuppertal (z.B. Schwimmen und Radfahren, Wandern und Joggen/Laufen) keine sehr starken Geschlechterpräferenzen ablesen lassen.

### Findet der Sport der Männer im Sportverein statt?

Die Fragestellung lässt sich nur auf den ersten Blick durch die Vereinsstatistik beweisen. So liegt das Verhältnis zwischen Männern und Frauen in der Gesamtmitgliederstatistik 2006 des Stadtsportbundes (SSB) Wuppertals, in der mehr als 77.000 Sportvereinsmitgliedschaften aufgeführt werden, bei 60% Männern zu 40% Frauen.

Bei dieser Statistik gibt es jedoch ein grundsätzliches Problem: Es wird nur die reine Mitgliedschaft gezählt, d.h. es kann anhand der Mitgliedschaft nicht erkannt werden, ob es sich bei diesem Vereinsmitglied um einen aktiven Sportler handelt, oder um eine so genannte ›Karteileiche‹.

Ein anderes Bild ergibt sich, wenn nicht die reine Mitgliedschaft, sondern die tatsächliche Organisationsform des aktiven Sporttreibens betrachtet wird.

So besitzt überraschend der Sportverein bei den Frauen in etwa die gleiche Bedeutung als Organisator des Sporttreibens wie bei den Männern. Auch bezüglich der anderen Organisationsformen zeigen sich keine eindeutigen Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Bei beiden Geschlechtern werden mehr als zwei Drittel des Sporttreibens komplett auf privater Ebene organisiert – hierunter fallen insbesondere die informellen Aktivitäten Schwimmen, Spazieren gehen, Joggen, Walking, Wandern und Inline-Skating.

Die kommerziellen Anbieter sind – erwartungsgemäß auch in Wuppertal – im geringeren Maße für die männlichen Aktiven interessant. Die deutlichsten Unterschiede, allerdings mit kleineren Fallzahlen, zeigen sich in der ›sonstigen Organisationsformen‹. Während sich diese Gruppe bei der männlichen Bevölkerung vor allem aus dem Betriebssport und den außerunterrichtlichen Schulsport-Arbeitsgemeinschaften zusammensetzt, sind es bei den Frauen vor allem die VHS, die Kirchengemeinden und das eigene Kurssystem des Stadtsportbundes, die im Vordergrund stehen.

### Wer will denn neue Sportarten kennen lernen?

Fast ein Viertel der befragten Wuppertaler nannten Sportarten, die sie künftig kennen lernen möchten. Dabei zeigte sich überraschend deutlich, dass Frauen ein markant größeres Interesse an neuen Sportarten besitzen, denn von den Nennungen entfallen fast zwei Drittel (63%) auf Frauen und Mädchen und nur ein gutes Drittel (37,0%) auf die Männer und Jungen.



## Fazit

Zusammenfassend lässt sich nun die Frage ›Wie weiblich ist der Wuppertaler Sport?‹ detaillierter und im Vergleich zu traditionellen Annahmen auch fundierter und korrekt beantworten:

Männer sind in Wuppertal nicht grundsätzlich ›sportaktiver‹ als Frauen. Unterschiede zu den Frauen zeigen sich beim zeitlichen Gesamtumfang des Sporttreibens, da die Übungszeiten bei Männern und Jungen rund drei Stunden pro Monat höher sind. Zudem ist eine deutlich größere wett-kampfsportliche Ausrichtung des Sporttreibens erkennbar. Dagegen sind Frauen und Mädchen etwas häufiger und mit geringeren Durchschnittszeiten pro Woche sport- und bewegungsaktiv; zudem finden ihre sportlichen Aktivitäten regelmäßiger statt.

Es gibt in Wuppertal auch heute noch eine Vielzahl klassischer Frauen- und Männersportarten; dazu gehören über die vielfältigen gymnastischen und tänzerischen Disziplinen hinaus, auch das Reiten, Inline-Skating, Walking und Yoga. Allerdings sind die insgesamt beliebtesten und am häufigsten betriebenen Sportarten, wie das Schwimmen und Radfahren, das Joggen/Laufen und Wandern sowohl für die weiblichen als auch die männlichen Aktiven interessant.

Männer sind zwar laut der Vereinsmitgliederstatistik häufiger im Sportverein vertreten als die Frauen; die verhaltensbezogenen Daten verdeutlichen jedoch, dass die Organisation des Sporttreibens im Verein auch bei den Frauen und Mädchen eine vergleichbar große Rolle spielt.

Frauen sind generell stärker daran interessiert, neue Sportarten kennen zu lernen als die Männer; zudem zeigen sich bei ihnen sehr differenzierte Vorstellungen und eine beachtliche Vielfalt hinsichtlich neu kennen zu lernender Sport- und Bewegungsaktivitäten.

Als Fazit der Untersuchungen zum Sporttreiben der Wuppertalerinnen und Wuppertaler lässt sich auf Basis einer großen Stichprobe resümieren: Was vor hundert Jahren und noch vor drei Jahrzehnten zutraf, dass auch in Wuppertal der Sport männlich dominiert war, stimmt nun nicht mehr – Frauen und Mädchen sind heute in gleichem Maße vertreten. Sie werden jedoch in Zukunft – wie einige Befunde nahe legen – das Wuppertaler Sportpanorama stärker als die Männer prägen.

♣ Prof. Dr. Horst Hübner, FB G

♣ Oliver Wulf, wiss. Mitarbeiter, FB G



Im Juli bekam ich die Gelegenheit, den Dalai Lama (im Bild) bei seinem Besuch in Hamburg zu erleben. Aus diesem Anlass möchte ich kurz über diese charismatische Persönlichkeit und vor allem über seinen Beitrag zu dem Dialog zwischen Buddhismus und Wissenschaft berichten.

Der Dalai Lama ist das geistige und politische Oberhaupt der Tibeter. Der Friedensnobelpreisträger und vielleicht der bekannteste spirituelle Lehrer der Welt besuchte vom 19. bis 27. Juli 2007 die Hansestadt Hamburg, wo er in zahlreichen Vorträgen und öffentlichen Gesprächen seine Botschaft vertrat: ›Ich möchte mich vor allem für die Stärkung der menschlichen Werte – Verantwortung, Friedfertigkeit und Mitgefühl – und für die Harmonie unter den einzelnen Glaubensrichtungen einsetzen‹. Er rief auch dazu auf, die Kluft zwischen Arm und Reich zu verringern. In seinem einwöchigen Programm hielt er Vorträge zu folgenden Themen: ›Die Rolle der Frau im Buddhismus‹, ›Frieden lernen‹, ›Mitgefühl in der globalisierten Welt‹ und in seiner fünftägigen Veranstaltung lehrte er ›Buddhistische Philosophie und Praxis‹.

## Im Zeichen des Dialogs

### – Der Besuch des Dalai Lama in Deutschland

›Buddha würde für die Rechte der Frauen eintreten‹

Um die Rolle der Frau im tibetischen Buddhismus ging es beim zweiten öffentlichen Auftritt des Dalai Lama im Rahmen seines Besuches. Im Audimax der Universität Hamburg – wo er schon 1982 sprach – hielt er eine Rede vor mehr als 300 buddhistischen Mönchen und Nonnen aus 19 Ländern, die an dem ›1st International Congress on Buddhist Women‹ teilnahmen. Hier setzte er sich für eine volle Ordination von Nonnen im tibetischen Buddhismus ein – eine Einrichtung, die es seit mehr als 2000 Jahren nicht mehr gibt. Die Tragweite und historische Bedeutung dieser Veranstaltung traf auf weltweites Interesse, weil sie einen Meilenstein auf dem Weg der Stärkung der Rechte von Frauen in Ländern mit buddhistischen Traditionen darstellt. Der Dalai Lama sprach über Menschenrechte und machte sich stark für die Gleichstellung der Frauen im Buddhismus: ›Wenn der erste Buddha hier wäre, würde er im Sinne seiner Lehre für das Recht der Frauen eintreten‹. Auch Bischöfin Maria Jepsen war sichtlich begeistert vom Auftritt ›Seiner Heiligkeit‹. Jepsen, die in einer Begrüßungsrede über ihre Erfahrungen als erste weibliche Bischöfin weltweit und dann über ›Frauen und Religion‹ berichtete: ›Er ist eine wirklich eindrucksvolle Persönlichkeit.‹

Nach der anschließenden Diskussion sagte der Mönch, dass die nächste Wiedergeburt des Dalai Lama durchaus eine Frau sein könnte – allerdings sollte sie schön sein, fügte er lächelnd hinzu. Diese ungezwungene Art macht ›Seine Heiligkeit‹ besonders beliebt auch im Westen. Was für seine religiösen Anhänger ein sicheres Zeichen erlangter Erleuchtung ist, wirkt für die normalen Beobachter als erfrischend und amüsant, wenn ein ständiges Lachen von ihm zu hören ist, zu passenden und zu unpassenden Gelegenheiten. So kann es durchaus befremdlich wirken, wenn der Dalai Lama ernste und bedrückende Themen mit der gleich bleibenden heiteren und glückseligen Geisteshaltung behandelt. Das Streben nach Gelassenheit und die Einübung dieser Geisteshaltung erwächst aus der Erkenntnis, dass nichts von dem, was wir normalerweise für wirklich halten, Bestand hat: ›Alles, was wir haben, ist der Unbeständigkeit unterworfen.‹

Im Buddhismus sind der Zugang zur Wirklichkeit sowie die Erkenntnis der Wirklichkeit mit ihrer Vielfältigkeit und Unbeständigkeit, die durch das konsequente Praktizieren der Achtsamkeit erlangt wird, an die Verwirklichung des spirituellen Weges gebunden. Diese Tatsache macht den Buddhismus auch für viele Intellektuelle und Wissenschaftsinteressierte attraktiv, weil die Philosophie und die Erkenntnis wesentliche Voraussetzungen bei der Verwirklichung des Ethos darstellen. Denn der Mensch kann erst richtig handeln, wenn er die Dinge so sieht, wie sie sind – also ihre Ursachen durchschaut hat. So ist der Dalai Lama durch sein Engagement für Weltfrieden, Gewaltfreiheit und Harmonie zwischen den Religionen ein Vorbild, das weltweit Anerkennung und Sympathie erntet.

Der erste Ehrendoktor einer deutschen Hochschule für den Dalai Lama

Die Westfälische Wilhelm-Universität Münster zeichnete am 20. September 2007 den Friedensnobelpreisträger mit einer Ehrenpromotion in Naturwissenschaften aus: ›Es ist der erste Ehrendoktor einer deutschen Hochschule für den Dalai Lama und der erste aus dem Bereich Naturwissenschaften.‹

Seit vielen Jahren pflegt der Dalai Lama engen Kontakt zu Wissenschaftlern, insbesondere auch zu Naturwissenschaftlern in aller Welt. Mit der Verleihung des Ehrendoktors im Fachbereich Chemie und Pharmazie wurden seine Verdienste beim Dialog zwischen Religion und Wissenschaft gewürdigt. Sein Anliegen sei es, Gemeinsamkeiten zwischen Naturwissenschaften und Religion zu entdecken; zu diesen Gemeinsamkeiten gehöre ganz wesentlich eine undogmatische und offene Geisteshaltung, die es erlaubt, ja sogar fordert, Tatbestände und Zusammenhänge kritisch zu hinterfragen und neu zu überdenken. Dabei gehe es nicht um eine Apologetik, die zu einer rationalen Absicherung des Glaubens führen soll, vielmehr gehe es um einen Austausch und die Erweiterung des eigenen Erkenntnishorizontes. In der Laudatio wurde gewürdigt, dass es der Dalai Lama war, der erstmals durch Neuinterpretation der Schriften von der dogmatischen buddhistischen Lehre abwich und forderte, dass auch in der Religion die Bereitschaft, sich von lange gehegten allgemeinen Ansichten zu trennen, vorherrschen muss.

Aus dieser Grundüberzeugung heraus organisiert der Dalai Lama regelmäßig in seinem indischem Exil Dharamsala wissenschaftliche Konferenzen zum Thema ›Mind and Life‹, wodurch er die intensive Auseinandersetzung zwischen Religion und Wissenschaft fördert. Seit 1987 finden diese Konferenzen alle zwei Jahre statt, wo buddhistische Mönche den Dialog mit Naturwissenschaftlern, Medizinern und anderen Forschern praktizieren. Darüber hinaus unterstützte der Dalai Lama die Einführung naturwissenschaftlicher Fächer in die Ausbildung an buddhistischen Klöstern.

Zum Abschluss seines Besuchs in Münster hielt der 14. Dalai Lama von Tibet einen öffentlichen Vortrag mit dem Titel ›Universal Responsibility in Science and Society‹. Hier wurde noch mal deutlich, dass Wissenschaft und Religion nicht zwei einander ausschließende Entitäten sind, vielmehr müsse man beide Disziplinen in ihrer Vielfalt betrachten. Die Erweiterung der eigenen Erkenntnisfähigkeit soll vor allem aber ein ethisches Bewusstsein des eigenen Handelns zur Folge haben. Die menschlichen Werte wie Verantwortung, Friedfertigkeit und Mitgefühl sollen in jeder Disziplin praktiziert werden.

✦ Anna Orlikowski, M. A. (Doktorandin im FBA und wissenschaftliche Mitarbeiterin im Science Careers Center)

Der Dalai Lama, geistiges und politisches Oberhaupt der Tibeter und Friedensnobelpreisträger, während seines Besuchs in Hamburg. Foto: Anna Orlikowski

## › Edutainment ‹

### – Die Kinderforschertage des FBC

In diesem Jahr fanden nun zum dritten Mal mit großem Erfolg die Kinderforschertage an der Bergischen Universität Wuppertal statt.

Der Irrglaube, Universitäten seien ausschließlich für Abiturientinnen und Abiturienten eine Bildungsstätte, ist in der Gesellschaft nach wie vor weit verbreitet. Sicher bedarf es einer Hochschulreife für die Immatrikulation, wobei aber übersehen wird, dass es auch etliche Angebote (Vorlesungen und Seminare) gibt, an denen jeder Interessierte teilnehmen kann. Die Generation der Senioren hat dies schon vor Jahren bemerkt, so dass viele Universitäten bis heute spezielle Seniorenprogramme anbieten.

Im Frühjahr 2002 hatten zwei Redakteure des Schwäbischen Tageblatts in Tübingen, Ulrich Janßen und Ulla Steuernagel, die Idee, typische Kinderfragen von Experten beantworten zu lassen. Die Grundidee hierzu war nicht neu. Bereits ein Jahr zuvor feierte das Buch ›Kinder fragen, Nobelpreisträger antworten‹ große Erfolge. Nach Ulrich Janßen und Ulla Steuernagel sollte das Projekt eine Art kostenloses ›Studium Generale (Overrath, 2007, – Warum bin ich Ich) für Kinder werden.

Bei einem solchen Studium handelt es sich um eine frühe mittel-

alterliche Form der Universität, in der Vorlesungen immer allgemein bildender Art waren. Mit diesem Grundgedanken traten die beiden Redakteure an den Pressesprecher der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Michael Seifert, heran, der sich dem Einfall mit großer Begeisterung anschloss. So entstand das Projekt Kinderuni.

Nur zwei Jahre nach der ersten Kinderuni hat auch der Fachbereich C der Bergischen Universität diese Grundidee aufgegriffen. In den Osterferien 2004 fanden in Wuppertal die ersten ›Kinderforschertage‹ statt, deren Schwerpunkt bis dato darin liegt, Kinder durch aktives Experimentieren an naturwissenschaftliche und mathematische Zusammenhänge heranzuführen. Viele Dozentinnen und Dozenten des Fachbereiches haben sich diesem Konzept angeschlossen und haben nun auch bei den dritten Kinderforschertagen, die Ende September 2007 stattgefunden haben, primär Praktika und Ex-

Auch durch Lehrangebote für

perimentalvorlesungen angeboten.

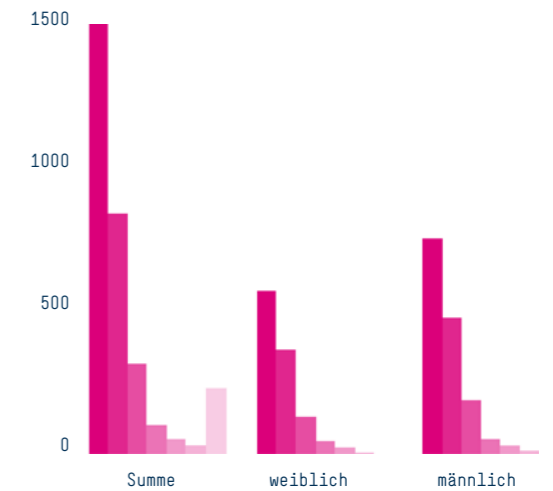
Vorschulkinder soll bereits früh das Interesse für die Naturwissenschaften geweckt werden und spielerisch und mit Spaß an die verschiedenen Disziplinen, aber auch an die Universität selbst herangeführt werden.

Obwohl Kinder in der Schule mit Wissenschaften in Kontakt kommen, findet der Ausdruck Wissenschaft nur selten in Schulen Verwendung und wird von den Kindern oft als Synonym für unverständliches Wissen mit einer Sammlung unaussprechbarer Fachausdrücke missverstanden. Allein das Wort Wissenschaft beängstigt viele und wirkt abschreckend. Durch die Einführung der Kinderforschertage soll der Begriff der Wissenschaft aufgelockert und als ›geordnetes und in sich zusammenhängendes Gebiet von Erkenntnissen‹ (Overrath, ebenda) beschrieben werden. Das durch die Dozentinnen und Dozenten bei einer Kinderuni transportierte Selbstverständnis der Wissenschaft nimmt die Angst vor der Verwendung des Wortes und verankert es so weniger vorurteilsbehaftet in den Köpfen der Kinder.

Ähnliches gilt für den Begriff der Universität. Auch dieser wird von vielen Kindern falsch verstanden und vermittelt das Bild von unerreichbarem Wissen. Den Universitäten, die Kinderunis veranstalten, war es von Beginn an ein großes Anliegen, die Kinder zu begeistern. Kinderunis sollen durch wissenschaftlich fundiertes Wissen unterhalten und Spaß machen und das Interesse an Universität, Wissenschaft und den einzelnen Fächern wecken. Die Hochschulen bieten vielseitige Möglichkeiten in Raum- und Materialnutzung. In speziellen, multimedialen Hörsälen, großen Laboren, Computerräumen, etc. können die Universitäten auf das individuelle Interesse der Kinder eingehen. Materialien zur Anschauung und Nutzung wie Mikroskope, Experimentier- und Labormaterialien stehen den Kindern ebenfalls zur Verfügung.

Darüber hinaus ist die Einrichtung von Kinderunis eine erstklassige PR-Idee und hat idealistisch betrachtet einen großen Effekt auf das Ansehen der Universitäten. Die Hochschulen rücken als offene Institution in den Blick der Öffentlichkeit und fügen sich ein in das gesellschaftliche Leben. Aus diesem Grunde werden bei den Kinderforschertagen auch zahlreiche Vorträge zu aktuellen Themen für die Eltern angeboten. Das didaktische Prinzip der Kinderunis hat Wagenstein bereits 1965 (Vielwisserei Vernunft haben nicht lehrt) formuliert: Lernen heißt: Ergreifen, und vorher von der Sache ergriffen worden sein und lässt sich in einem Begriff zusammenfassen: ›Edutainment‹. Dieses Wort stammt aus der Computerspieldidaktik und bezeichnet die Art Spiel, bei der Kinder im Rahmen einer lustigen, bunten Geschichte Aufgaben (Deutsch, Mathematik ...) zu lösen haben.

Teilnehmerstatistik (8–14 Jährige)



Gesamte Teilnehmer Kinder  
Wuppertal und Umgebung  
von 11km bis 25km(10km)  
von 26km bis 50km  
von 51km bis 100km  
über 100km  
Ohne Anmeldung

Zum einen bedeutet Edutainment Erziehung, Ausbildung, Bildung (Education), zum anderen Spaß und Unterhaltung (Entertainment). Da beide Bedeutungen keinesfalls gegensätzlich sind, werden durch die Wortneuschöpfung einfache didaktische Vorstellungen veranschaulicht. Durch Spaß und Unterhaltung soll Wissen und damit Bildung vermittelt werden.

Dies ist auch Hauptanliegen der Veranstalter der Kinderunis und trifft somit den Kern der didaktischen Idee.

Die Bereitschaft bei Kindern, an den Kinderforschertagen teilzunehmen, ist immer sehr groß: 2004/2005 und auch in diesem Jahr konnten jeweils ca. 1500 Kinder die verschiedenen Angebote nutzen, die Nachfrage lag eigentlich ca. 50 % höher. Dabei hat sich gezeigt, dass Jungen und Mädchen z. B. 2005 gleichermaßen an den Praktika und Vorlesungen teilnehmen (Abb. oben) und auch für alle naturwissenschaftlichen Arbeitsbereiche gleichermaßen Interesse zeigten. Auch in diesem Jahr beinhaltete das Veranstaltungsangebot wieder viele verschiedene Praktikumsangebote und Vorlesungen primär für Kinder zwischen 8–14, aber auch für die Altersgruppe 4–7 Jahre.

Wir hoffen, dass auch in den nächsten Jahren die Kinderforschertage des Fachbereiches C durch das Engagement der Kollegen und Mitarbeiter ermöglicht und positive Resonanz bei den Kindern finden wird.

✦ Helga Mölleken, Wissenschaftliche Mitarbeiterin, FB C



Fotos: Hubertus Knopff

## Zur Situation studierender Eltern an der Bergischen Uni Wuppertal

Studierende Eltern haben es nicht leicht, Organisations-talent ist gefragt, wenn es darum geht, Betreuungszeiten der Kinder mit Vorlesungen und Lernzeiten zu vereinbaren. Ich gebe mich keiner Illusion hin, eine betriebliche Ausbildung zu organisieren ist aus dieser Situation heraus mit Sicherheit um einiges problematischer. Trotzdem ist es mitunter schwer, vor allem, wenn noch ein Nebenjob hinzukommt, sein Leben (und das der Kinder) zu strukturieren und zu planen. Straff durchorganisiert schafft man einiges, zumindest in der Theorie. Denn das Erste, was man als Mutter lernt, ist, dass man mit Kindern eigentlich gar nicht planen kann. Das muss nicht nur am Babysitter liegen, der durch das plötzliche Absagen den Zeitplan

durcheinander schmeißt, das kann auch ein ganz banaler Stoffteddy sein, ohne den man auf gar keinen Fall in den Kindergarten gehen kann und den man daher noch in sämtlichen Spielzeugkisten suchen muss, nur um ihn, wenn der Bus gerade weg ist, im Bett zu finden.

Auf diese und andere Weise verspätet, verpasst man hochgerechnet pro Semester gut einige Stunden. Kranke Kinder (und Babysitter) lassen dann mitunter ganze Tage ausfallen, was in Seminaren mit Teilnahmepflicht zum Problem werden kann. Ganztägige Blockveranstaltungen sowie Praktika werden dann zu wahren Stress-Highlights. Mein Mann und ich studieren beide, gehen beide arbeiten und haben zwei Kinder. Unsere Tochter geht in der Nähe

des Wohnortes in einen Kindergarten, unser einjähriger Sohn ist seit August 2007 im Hochschulkindergarten untergebracht. Wir haben zudem das große Glück, das meine Eltern und meine Schwiegereltern, die auch voll erwerbstätig sind, oft einspringen und die Kinder abholen, wenn sich die Abholzeiten des Kindergartens mit der Arbeits- beziehungsweise Vorlesungszeit überschneiden. Nachmittags fordern die Kinder dann ihr Recht, das Schreiben von Hausarbeiten und der Haushalt werden dann abends erledigt. Bücher aus der Bibliothek machen



mitunter weite Reisen und auch mal Bekanntschaft mit Sand von diversen Spielplätzen. Korrigierte Aufsätze, Klausuren und ähnliches hatten bei uns bereits Kontakt mit Butterkekskrümeln und gesammelten Regenwürmern, die unsere Kinder mitunter gerne in allen verfügbaren Taschen verstauen. Soviel zur zeitlichen Situation einer Studierenden mit Kind. Will man sein Studium in einer halbwegs akzeptablen Studienzeit beenden, sollte man sich einreden, dass das Studium seine persönliche Freizeit ist, denn sonst hat man leider keine.

Die Uni Wuppertal ist darum bemüht, studierende Eltern zu unterstützen, was man an diversen Angeboten erkennen kann. So organisiert das Gleichstellungsbüro in den Schulferien Kinderfreizeiten für Kinder ab 6 Jahren, wo die Kinder von pädagogischen Kräften betreut werden und auch viel geboten bekommen, wie zum Beispiel Kanufahrten auf dem Beyenburger Stausee oder Sport in der Unihalle. Das ist insbesondere insofern wichtig, als dass die Vorlesungszeiten nicht immer mit den Schulferien in NRW übereinstimmen. Das stellt auch die Beschäftigten der Uni jedes Jahr aufs Neue vor ein Problem. In den letzten Wochen des Semesters werden viele Klausuren geschrieben, es ist für mich die wichtigste Zeit im Semester. Dadurch, dass der Kindergarten meiner Tochter die ersten drei Wochen der Schulferien schließt, stehe ich in dieser sowieso sehr anstrengenden Prüfungszeit vor einem Betreuungsproblem. Auch Beschäftigte und Studierende an-

derer Universitäten haben dieses Problem erkannt, so fordert die Landeskonferenz der Hochschulgleichstellungsbeauftragten seit Jahren – bisher ohne Erfolg –, dass man die vorlesungsfreie Zeit an die NRW-Schulferienregelung angleicht.

Ein weiteres, großes Problem unserer Universität ist die geringe Zahl an Betreuungsplätzen.

Beide Einrichtungen, die Uni-Zwerge und der Hochschulkindergarten, können den Bedarf, vor allem für unter Dreijährige, nicht im Ansatz decken und sind auch sehr



teuer. Man kann beim Jugendamt zwar Zuschüsse beantragen, was aber leider nicht formlos möglich ist. Hier müsste die Uni, auch im Interesse der Beschäftigten mit Kind, aktiv werden und weitere, günstige Betreuungsmöglichkeiten schaffen. Trotz zwei Wickel- und Stillräumen an der Uni und mehreren Hochstühlen in der Mensa ist der Anblick Studierender mit Kleinkindern eher selten, obwohl laut Statistik etwa sieben Prozent der Studierenden Kinder haben.

Ein weiterer schwerwiegender Aspekt sind die Studiengebühren, es ist, insbesondere für Studierende mit Kind, nicht leicht, neben den hohen Lebenshaltungskosten 500 Euro zusätzlich im Semester aufzubringen, zudem wird schon durch die besondere häusliche Situation das Lernen erschwert, wodurch das Studium sich automatisch verlängert. Man kann pro Kind zwar bis zu vier gebührenfreie Semester beantragen, aber das reicht nicht aus. Es führt dazu, dass die Studierenden in einen Kreislauf gedrängt werden, der sie zwingt, mehr zu arbeiten, wodurch noch weniger Zeit zum Lernen und Studieren bleibt.

Ich bin Lehramtsstudentin und seit Juni 2007 als studentische Hilfskraft im Gleichstellungsbüro beschäftigt. Meine dortigen Aufgabenschwerpunktthemen: Studieren mit Kind und die Beratung schwangerer Studentinnen. Tel: 0202.439 3032, e-mail: studfrau@uni-wuppertal.de

✦ Tina Schulz, FB A

# Windel- alarm

›Vater werden ist nicht schwer, / Vater sein dagegen sehr‹ konnte Wilhelm Busch noch dichten und jeder wusste, was damit gemeint war: Die Bürde des Vaterseins lag zu seinen Zeiten vor allem in der Sorge und im Bemühen für den angemessenen Lebensunterhalt der Familie. Heute ist es angesichts von Elternzeit, Teilzeitarbeitsmodellen und Elterngeld vielleicht eher die Bandbreite an Möglichkeiten familiären Engagements, die es einem stolzen Vater schwer machen kann – nämlich sich zu entscheiden. Der Rückzug auf die Position des verdienenden Familienoberhauptes bei der Ankunft eines kleinen Schreihalses steht ihm jedenfalls nicht mehr ohne weiteres offen.

Was nämlich tun, wenn die geschätzte Ehefrau und Mutter ebenfalls berufstätig ist und an ihrem Beruf genauso viel Freude hat wie man selbst, dabei auch noch genauso viel verdient und es daher kaum noch einen Grund gibt, warum sie sich mit einem Schlag völlig aus ihrem Berufsleben zurückziehen sollte. Zumal es ja, wie angedeutet, andere Lösungen gibt ...

Mit diesen anderen Lösungen machten wir uns nach und nach vertraut, als meine Frau und ich uns in der eben beschriebenen Situation wieder fanden: Für den Spätsommer letzten Jahres kündigte sich Nachwuchs an, und den wollten wir so in unser Leben integrieren, daß wir möglichst alle drei etwas davon hätten. Die äußeren Umstände, die wir bei unseren Planungen berücksichtigen mussten, waren etwa folgende: Meine Frau ist Gymnasiallehrerin in Niedersachsen und dort an ihrer ›Traumschule‹ tätig, ich arbeite als Fachreferent im höheren Dienst an der Universitätsbibliothek. Als 2004 zugezogener Wuppertaler bin ich relativ fremd in der Stadt, während meine Frau in ihrem Heimatort wohnt und dort auch Familie bzw. Verwandtschaft in Reichweite hat. Dazu kommt, daß Wuppertal, das sich, wie es oft euphemistisch heißt, erst auf den zweiten Blick erschließt, bei ihr auch auf den dritten und vierten Blick keine Begeisterungstürme entfachte und sie im Rahmen des Möglichen gerne weiter unterrichten wollte – ihre Übersiedlung ins Bergische stand fürs erste nicht in Aussicht. Da meinerseits ein Wechsel in Richtung Niedersachsen schon wegen fehlender Stellenangebote nicht in Frage kam, einigten wir uns schließlich darauf, das Konzept der bisher geführten Wochenendehe auf Familientauglichkeit hin zu erweitern. Rein formal bzw. dienstrechtlich gesehen ist dies ohne weiteres möglich, denn die jeweiligen Elternzeitverordnungen räumen in Übereinstimmung mit dem Bundeserziehungsgeldgesetz auch Beamten den Anspruch auf ›Elternzeit ohne Dienstbezüge‹ ›bis zur Vollendung des dritten Lebensjahres des Kindes‹ ein. Darüber hinaus ist während der Elternzeit eine Teilzeitbeschäftigung möglich, und genau diese Möglichkeit nutzen meine Frau und ich nun seit September letzten Jahres: Wir arbeiten beide drei Tage die Woche und konnten es einrichten, daß zwei ihrer Schultage auf meine

freien Tage fallen. So haben unser Sohn Konrad und ich mindestens einmal die Woche, wenn meine Frau einen vollen Vormittag ab der ersten Stunde unterrichtet, einen reinen ›Männertag‹, den wir bisher immer ohne größere Katastrophen und sogar recht gut hinter uns gebracht haben. Was den einen oder anderen vielleicht vor solchen Regelungen zurückschrecken lässt, nämlich volle Windeln, ausgespuckte Milch oder scheinbar unmotiviertes und durch keine Maßnahme zu beruhigendes Wehgeschrei, kommt in dieser Konzentration ja nicht täglich vor und ist mit einiger Übung, besonders was den Bereich Windeln betrifft, auch einigermaßen schnell und diskret behebbar, so daß die Vorteile eines Engagements in diesem Bereich eindeutig überwiegen: Mehr als alle Theorie bringt hier die Praxis Sachkunde und gibt bspw. den Verbesserungsvorschlägen, die man als aufmerksamer Vater immer wieder hat, ein ganz anderes Gewicht und insgesamt mehr Mitspracherecht. Auch kommt man sich gerade in den ersten Monaten, in denen Mutter und Kind eine enge Symbiose bilden, nicht ganz so überflüssig vor, wenn man seinen väterlichen Pflichten wenigstens über die Wiederherstellung von Hygiene am Kind nachkommen kann. Schon nach relativ kurzer Zeit erweitert sich das Feld dann beträchtlich, und es macht ungeheuren Spaß, sich mit seinem Sprössling, der fast täglich Neues hinzulernt und entdeckt, beschäftigen zu können und etwas mit ihm zu unternehmen, und seien es nur Spaziergänge, ein Einkauf oder die Inspizierung eines ›neuen‹ Gegenstandes. Angesichts der Alternative, die in meinem Fall auf die Rolle ›fremder Mann am Wochenende‹ hinauslief, ist mir dies auch besonders wichtig.

Dabei will ich nicht verschweigen, dass ich auch die drei Tage in Wuppertal genieße, wo ich mich im Dienst ganz außerhalb des familiären Umfeldes bewege. Dass ich diese drei Tage gerne arbeite, liegt auch an der seinerzeit sofortigen und uneingeschränkten Bereitschaft der Bibliotheksleitung, meinen Antrag auf Elternzeit ohne die ›Geltendmachung von Bedenken‹ zu unterstützen. Manche Aufgaben, die ich während meiner Teilzeitarbeit nicht in dem Umfang wie zuvor erledigen kann, wurden problemlos umorganisiert. Von Seiten der Kolleginnen und Kollegen war die Reaktion durchweg positiv.

Ausnahmslos gute Erfahrungen also mit Elternzeit und Teilzeitarbeit? Für mich würde ich diese Frage uneingeschränkt mit Ja beantworten, vielleicht hinzusetzen ›hier an der Bergischen Universität‹. Aus dem Bekanntenkreis weiß ich von Fällen, in denen der Antrag auf Elternzeit wenig Begeisterung bei Arbeitgeber und Kollegen hervorgerufen und beruflich auch spürbare Nachteile nach sich gezogen hat. Davon bleibt man an der BUW, um jetzt einfach kühn zu verallgemeinern, glücklicherweise verschont, und ich kann allen, die in den Kreis der Anspruchsberechtigten ›geraten‹, die Prüfung der Option Elternzeit nur empfehlen. [Mathias Laubenheimer, Universitätsbibliothek](#)





## Kindertagespflege in Wuppertal

Die Betreuung durch Tagesmütter stellt eine flexible und familiennahe Alternative zum Besuch des Kindes in einer Tageseinrichtung für Kinder dar. Insbesondere für Kinder unter drei Jahren bietet sich die Kindertagespflege als Betreuungsform an, da sie die individuellen Bedürfnisse der Familien besonders berücksichtigt.

Die Kindertagespflege soll

- die Entwicklung des Kindes zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit fördern
- die Erziehung und Bildung in der Familie unterstützen und ergänzen,
- den Eltern helfen, Erwerbstätigkeit/Ausbildung/Studium und Kindererziehung besser miteinander vereinbaren zu können

Qualifizierte Tagesmütter bieten die Möglichkeit, bis zu fünf Kinder in ihren eigenen Wohnungen oder in anderen geeigneten Räumlichkeiten zu betreuen.

Tagesmütter, die Kinder länger als drei Monaten und mehr als 15 Stunden wöchentlich gegen Entgelt betreuen, be-

nötigen eine Pflegeerlaubnis durch die Stadt Wuppertal. Der Stadtbetrieb Tageseinrichtungen für Kinder ist bei der Stadt Wuppertal für die Kindertagespflege zuständig. Die Mitarbeiterinnen stehen Ihnen für Fragen rund um das Thema ›Kindertagespflege‹ und der Vermittlung von Tagesmüttern zur Verfügung

- Beratung & Vermittlung Frau Greinert, Tel. 563 2279,
- Erteilung Leistungsbescheid und Festsetzung Kostenbeitrag Frau Kerkmann, Tel. 563 2305.

Darüber hinaus bietet der Stadtbetrieb einen umfassenden Beratungsservice für Kinderbetreuungsangebote an. Die Mitarbeiterinnen beraten Sie persönlich montags, mittwochs und freitags in der Zeit von 08.00 bis 12.30 Uhr oder nach Terminvereinbarung in allen Fragen rund um die Betreuung von Kindern von Geburt bis zum Ende des Grundschulalters. (Verwaltungsgebäude Neumarkt 10, Tel. 563 2279, e-mail: [tfk.anmeldung@stadt.wuppertal.de](mailto:tfk.anmeldung@stadt.wuppertal.de) [www.wuppertal.de](http://www.wuppertal.de)).



## Bedarfsabfrage - Kinderfreizeiten in den Schulferien

Im Rahmen von Bestrebungen der Bergischen Universität zur weiteren Verbesserung der familienfreundlichen Strukturen für die Beschäftigten und Studierenden möchten wir eine Bedarfsanalyse durchführen.

Seit Gründung der Schulferienbetreuung 1996 werden die Kinderfreizeiten täglich von 8.00 bis 12.00 Uhr angeboten.

Zwischenzeitlich hat sich einiges an Betreuungskonzepten geändert, sodass wir voraussichtlich für 2008 auch Ganztagsbetreuung anbieten könnten.

Bei Interesse melden Sie sich bitte im Gleichstellungsbüro unter 0202.439 2308 oder per e-mail an [frauen@uni-wuppertal.de](mailto:frauen@uni-wuppertal.de) oder schauen Sie persönlich bei uns vorbei auf O.12.17.



## Uni-Zwerge

Die Betreuungseinrichtung ›Uni-Zwerge‹ e. V., die Krabbelgruppe an der BU Wuppertal und das autonome Frauenreferat des AstA der BUW informierten auf der AstA-Terrasse mit einem Infostand zum Thema ›Studieren mit und ohne Kind‹.

Rektor Prof.Dr.Volker Ronge im Gespräch mit studierenden Eltern und Betreuerinnen  
Foto: Marc Wagner, Pressestelle

# 20 Jahre

## – Städtepartnerschaft mit Matagalpa

Veranstaltungen im Rahmen der Städtepartnerschaft Wuppertal-Matagalpa 2007

Die Städtepartnerschaft mit Matagalpa in Nicaragua, die zu ihrem Beginn umstritten war, hat sich mittlerweile in der Stadt Wuppertal etabliert. Die meisten Wuppertaler und Wuppertalerinnen haben irgendwann schon einmal davon gehört oder waren an einem Projekt beteiligt und betrachteten Matagalpa als ihre Partnerstadt.

Über die Jahre ist es gelungen mit wechselnden Partnern und Partnerinnen in den Städten Wuppertal und Matagalpa zahlreiche Projekte und Begegnungen zu realisieren.

Die Kunstprojekte im Stadtbild sind am offensichtlichsten. Das Wandbild am Arrenberg, oder die Schwebekulptur im Parque de los Monos in Matagalpa: die Kunstwerke stehen im Stadtraum und werden von allen Passanten wahrgenommen und die Städtepartnerschaft damit in den Alltag integriert. Bekannt in Wuppertal sind auch die Grafikausstellungen der Kunstwerkstatt Matagalpa und der jährlich erscheinende Grafik-Kalender. Eine Reihe von Künstlerinnen in Matagalpa erhält dadurch ein kleines Einkommen.

Spektakulär war die Fahrradtour des Grünen Weges e.V. durch Nicaragua mit Endziel Matagalpa oder vor kurzem der Besuch der Rockband Calvary in Matagalpa.

Immer wieder fahren Gruppen aus Wuppertal nach Matagalpa – Kirchenkreisdelegationen,

Lehrerinnen, Jugendliche oder es kommen Jugendliche oder Praktikanten aus Matagalpa oder offizielle Vertreterinnen der Stadt Matagalpa nach Wuppertal.

Fast von Anfang an wurde mit Spenden von Wuppertalerinnen das Strassenkinderzentrum in Matagalpa unterstützt, aber auch ein Schulstipendienprogramm.

Auf beiden Seiten des Atlantiks wird weiter an der Städtepartnerschaft gewebt und sicherlich werden auch in Zukunft manche interessanten Aspekte zu beiden Städten aufgezeigt werden. Näheres zur Städtepartnerschaft unter:

[www.matagalpa.de](http://www.matagalpa.de)

Ulla Sparrer, HSW

- 4. November 2007**  
**18.00 Uhr**
- ›Globalizemos la Solidaridad‹  
Theater vom Colectivo de Mujeres aus Matagalpa mit anschließender Podiumsdiskussion  
*Café ADA* –  
Wiesenstr. 6, Eintritt 3 €
- 5. November 2007**  
**19.00 Uhr**
- Frauenpolitik in Nicaragua – Die Frauen vom Colectivo de Mujeres Matagalpa berichten  
*Frauenverband Courage* –  
Holsteinerstr. 28
- 15. November 2007**  
**19.00 Uhr**
- Ausstellungseröffnung ›Grafiken aus Matagalpa‹  
Grafik-Kalender 2008 und Fotos von der Fahrradtour durch Nicaragua  
*Stadtbibliothek Elberfeld* –  
Kolpingstr. 8, Wuppertal

# Der Schleier der Anderen

Um Missverständnissen vorzubeugen: Es geht in ›Verschleierte Wirklichkeit‹ nicht um eine soziologische Untersuchung der Frau im Islam. Vielmehr ist die grundlegende These, dass die Geschichte des Schleiers nicht die Geschichte der Unterdrückung der muslimischen Frau widerspiegelt, sondern viel mehr über den Betrachter bzw. die Betrachterin aussagt. Anders ausgedrückt: Den Schleier der Erkenntnis zu lüften, heißt sich selbst zu begegnen.

In diesem Fall begegnet sich die westliche Gesellschaft selbst, zu deren grundlegenden Selbstverständnis es gehört, dass der Grad der Entschleierung den Grad der Befreiung symbolisiert. Durch den Schleier bzw. das Kopftuch wird eben diese Emanzipation in Gefahr gesehen. Doch damit nicht genug. Der vermeintlich objektive Blick, so die These weiter, der auf den Orientalismus geworfen wird, ist ein westlich, zumeist männlich dominierter Blick, dessen Phantasien in vielfacher Form auf das Objekt projiziert werden, so beispielsweise in der Vorstellung eines Harems.

Kenntnisreich, daher manchmal in der Argumentation nicht ganz einfach zu verstehen, untersuchen die beiden Autorinnen, Christina von Braun, Professorin an der Humboldt-Universität Berlin, und Bettina Mathes, Professorin an der Pennsylvania State University, ihr Thema unter verschiedenen Aspekten, wie den ökonomischen, philosophischen, theologischen und historischen. Mit dem ›globalen‹ Ansatz wird das Selbstverständnis östlicher und westlicher Kultur aufgedeckt, woraus sich im Umkehrschluss schon einige grundlegende Missverständnisse erkennen lassen. ♣ [Susanne Christ](#), FB C

Christina von Braun & Bettina Mathes:  
*Verschleierte Wirklichkeit.*  
Aufbau-Verlag Gebunden  
476 Seiten 24,95 Euro



# Qualifizierungsprogramm für wissenschaftlichen Nachwuchs

## – Neue Angebote

Das Science Careers Center bietet im WS 07/08 folgende Workshops/Seminare an:

### Souverän führen in der Wissenschaft

Das Seminar bietet Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Qualifikationsphase die Möglichkeit, für sich ein stimmiges Führungs- und Leistungskonzept zu entwickeln, das ihnen den Arbeitsalltag als Führungskraft zu meistern ermöglicht.

#### Seminarbeschreibung

Im Seminar wird auf die Besonderheiten der Arbeitssituation an den Hochschulen eingegangen. Für die Entwicklung eines stimmigen Führungskonzepts wird die Auseinandersetzung mit den eigenen Stärken und Schwächen sowie persönlichen Führungserfahrungen angeregt. Aufbauend auf den Grundlagen der Mitarbeiterführung werden typische gruppenspezifische Muster in hierarchischen Forschungsteams bearbeitet und Konfliktfelder thematisiert.

Die TeilnehmerInnen lernen klassische Instrumente der Mitarbeiterführung kennen und deren Anwendung auf den wissenschaftlichen Alltag.

#### Inhalte

- Führungs- und Leitungskompetenz
- Reflexion des eigenen Führungsstils; Führungsmodelle; Rollenwechsel: von der Mitarbeiterin / dem Mitarbeiter zur Führungskraft; Entwicklung eines individuellen Führungskonzepts

- Persönlichkeitsentwicklung
- Biographisch verankerte Kompetenzfelder; schlummernde Entwicklungspotentiale; Zukunftsstrategien
- Mitarbeiterführung
- Motivation; Eigen- und Fremderwartung; Delegation; Feedback; Zielvereinbarungen; Konfliktgespräche; Interessendurchsetzung

#### Seminarleitung

Dr. Uta Bronner, impulsplus: [www.impulsplus.com](http://www.impulsplus.com)  
Dr. Anja Frohnen (impulsplus – beratung & coaching),  
[www.impulsplus.com](http://www.impulsplus.com)

#### Termin und Ort

2 Tage: Fr. 16. November 2007, 10.00 bis 18.00 Uhr und  
Sa. 17. November, 10.00 bis 18.00 Uhr; an der BU Wuppertal: Campus Freudenberg/Gästehaus

#### Teilnahmegebühr

50 Euro (Gebührenermäßigung möglich)

#### Anmeldung

per e-mail: [orlikowski@wiwi.uni-wuppertal.de](mailto:orlikowski@wiwi.uni-wuppertal.de)  
oder telefonisch unter 439 3032.

### Supervision zur Karriereentwicklung für Wissenschaftlerinnen im Promotions-/ Habilitationsprozess und in Forschungsarbeiten

Im wissenschaftlichen Berufsalltag ist selten Zeit für das reflektierte Umgehen mit sozialen und emotionalen Herausforderung des Arbeitsprozesses. Die Supervision eröffnet für Sie den Raum, die Dinge und Themen »aufzufalten«, die im Uni-Alltag zu Missverständnissen, Problemen oder gar Konflikten führen.

#### Seminarbeschreibung

In der hier angebotenen systemisch-psychoanalytischen Orientierung von Supervision geht es insbesondere um die Bedingungen, die Ihre Wahrnehmungen bestimmen und um die Ausweitung Ihrer Handlungsmöglichkeiten durch Veränderung der Sicht auf sich selbst und die Sie umgebende soziale Realität.

#### Inhalte

- Wissenschaftliche Positionierung
- Berufs- und Lebensplanung
- Promotion/Habilitation als Initiationsritus

#### Zielsetzung

Kommunikations- und Wahrnehmungsmuster verstehen und verändern. Unterschiedliche Potenziale der Gruppe nutzen: Raus aus der Einsamkeit – rein in die Gemeinschaft

#### Seminarleitung

Dr. Iris Koall, Supervisorin (DGsv), wiss. Mitarbeiterin an der Uni-Dortmund im Bereich Frauenstudien/Soziologie, Schwerpunkt: Frauen und Geschlechterforschung in Organisationen

#### Termine

2007 25.10. 08.11. 22.11. 6.12.  
2008 17.01. 31.01. 14.02.

jeweils 18.00 bis 20.00 Uhr an der BU Wuppertal: Campus Freudenberg/Gästehaus

#### Teilnahmegebühr

20 Euro (Gebührenermäßigung möglich)

#### Anmeldung

per e-mail: [orlikowski@wiwi.uni-wuppertal.de](mailto:orlikowski@wiwi.uni-wuppertal.de)  
oder telefonisch unter 439 3032.





FAMILIE



## Studium/Beruf

Kinderfreizeiten [6-12 Jahre]

Kontakt:

Gabriele Hillebrand-Knopff

Telefon: 0202.4392903

[www.frauen.uni-wuppertal.de/  
projekte](http://www.frauen.uni-wuppertal.de/projekte)

Science Careers Center

Kontakt: Dr. Christel Hornstein

Telefon: 0202.4393090

[www.scc.uni-wuppertal.de](http://www.scc.uni-wuppertal.de)

Hochschulkindergarten Wtal e.V.

[4 Monate bis 6 Jahre]

Kontakt: Bettina Thiel

Telefon: 0202.420302

[www.hochschulkindergarten.de](http://www.hochschulkindergarten.de)

Uni-Zwerge e.V.

Eltern-Kind-Initiative an der BUW

[4 Monate bis 3 Jahre]

Kontakt: Maren Lenz

Telefon: 0202.428674

# Kinderfreizeittermine 2008

Ostern	17.03. – 20.03.2008
Sommer	30.06. – 04.07.2008 07.07. – 11.07.2008 14.07. – 18.07.2008 – bei Bedarf
Herbst	06.10. – 10.10.2008